P. o. angl.
532
p/24

P.o.angl. 532 f/24 | Romanbibliothek

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

33.346.
<36602030760016
<36602030760016
Bayer. Staatsbibliothek

Englische Romanbibliothek.

Sammlung der besten Novitäten
hervorragender englischer Autoren
herausgegeben von Paul Jüngling.

[24]

Sonnenaufgang

von

William Black.

Berlin
Barthol & Co. (Commissions-Verlag.)
1882.

Sonnenaufgang

von

William Black

Verfasser von „Kilmeny", „Schelmenschön", „Die Glocken von Shandon".

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Fünfter Band.

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maxmilianspl. 16

Berlin
Barthol & Co. (Commissions-Verlag.)
1882.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

W. Black.

Sonnenaufgang.

Fünfter Band.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Kapitel I.

Ein Emissär.

An einem warmen, stillen Nachmittag schritt Calabressa schnell an dem mit Menschen dicht gefüllten Meeresufer bei Neapel entlang. Es folgte ihm ein mehr als gewöhnlich zudringlicher Bettler, ein etwa zwölf Jahr alter Junge, der beinahe nackt war.

„Etwas um Brod zu kaufen, Signore — um der Liebe Gottes willen — mein Vater ist im Himmel — meine Mutter stirbt vor Hunger — Brod — Signore —“

„Zum Teufel mit Dir!“ rief Calabressa.

„Hol er Sie selber! entgegnete der höfliche Junge, versuchte Calabressa einen Fußstoß zu versetzen und dann wegzulaufen.

Dies mißlang ihm. Als er davon eilen wollte,

versetzte ihm Calabressa einen Schlag auf den Kopf, der ihn niederwarf. Er begann zu heulen und sogleich sammelte sich eine Menge von Weibern, welche ausriefen „Ah, der Deutsche! der Ausländer!“ und so weiter, und dann drohend näher kamen. Calabressa suchte in seinen Taschen nach einer Handvoll kleiner Kupfermünzen, wandte sich um, warf sie hoch in die Luft und wartete den Erfolg nicht ab, den dieser Schauer auf die Weiber ausübte, sondern ging ruhig seines Weges.

Als er sich aber so plötzlich umwandte, war er selbst mit seinen kurzsichtigen Augen einen ungesund aussehenden jungen Menschen gewahr geworden, blaß, rasirt, mit buschigem, schwarzem Haupthaar, den er wieder erkannte. Er schien ihm keine Aufmerksamkeit zu schenken, sondern ging schnell weiter.

Als er an einer Straßenecke umbog, überzeugte er sich davon, daß der junge Mensch, wie er vermuthet hatte, ihm folgte. Ohne sich weiter umzuschauen, setzte er seinen Weg nach seinem Ziel weiter fort, welches der Posilip war.

Bald begann er den bewaldeten Hügel hinaufzusteigen, der mit Villen, Mauern und Kaktushecken bestanden ist. An einer bestimmten Einbiegung des

Weges, wo er von Niemand, der ihm folgte, bemerkt werden konnte, wandte er sich scharf zur Linken und stand bald hinter einem hölzernen Thorweg. Einige Minuten später kam auch der junge Mensch, der jetzt schneller ging, vorüber. Offenbar vermuthete er, Calabressa möchte in gerader Richtung weiter gegangen sein. Calabressa trat aus seinem Versteck hervor, folgte ihm und klopfte ihm auf die Schulter. Der Andere wandte sich um, starrte ihn an und bemühte sich zornig und erstaunt auszusehen.

„Oh, ja, natürlich," sagte Calabressa mit ruhigem Hohn. „Nach Ihrem Gefallen, Signore! Wir begnügten uns also nicht damit, Photographien und Krystalle an die Engländer am Bord des Dampfers zu verkaufen, nein, wir wollen auch noch etwas Judasgeld nebenbei verdienen, wir verkaufen uns an die Wiesel, die Würmer, das Ungeziefer."

„Oh, ich versichere Sie, Signore!" rief der rasirte junge Mensch viel bescheidener aus.

„Oh, ich versichere Sie gleichfalls, Signore!" fuhr Calabressa launig fort. „Und Sie liebe Unschuld, Sie sind noch nicht sechs Wochen bei den Wieseln, und wollen schon versuchen, mir nachzuspüren!"

„Ich versichere Sie, Signore —"

„Nun, merken Sie sich, mein Freund. Wir müssen Kindern, wie Sie sind, eine Warnung ertheilen. Wären Sie ein bischen älter und nicht ganz so einfältig gewesen, so hätte ich Sie auf die schwarze Liste meiner Freunde, der Camorristen setzen lassen -- Sie verstehen mich? Aber wir wollen Sie anders kuriren. Sie kennen das englische Schiff, das in den großen Hafen eingelaufen ist?"

„Signore, ich bitte Sie —"

„Bitten Sie den Teufel!" sagte Calabressa ruhig. „Zwischen dem englischen Schiff und der kleinen Mole werden Sie einen Schooner vor Anker finden. Er heißt la Svezia. Vergessen Sie nicht, la Svezia. Morgen werden Sie sich an Bord des Schiffes begeben; fragen Sie nach dem Kapitain, gehen Sie hinunter in den Schiffsraum und bitten Sie ihn, Ihnen zwölf Hiebe aufzählen zu lassen."

„Signore!"

„Noch ein Wort, Mouchard, und ich sage zwanzig. Er wird Ihnen eine Bescheinigung ausstellen, die Sie zu unterzeichnen und mir zu bringen haben, sonst kommt Ihr Name auf die Liste. Was ziehen Sie vor? Oh, wir wollen Euch jungen Wieseln eine Lehre geben! Ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Morgen zu wünschen."

Calabressa berührte höflich seinen Hut und ging weiter. Der junge Mensch blieb vor Furcht und Wuth sprachlos zurück. Der Andere begann jetzt ruhiger und mit mehr Vorsicht zu gehen und beobachtete, soweit es seine schwachen Augen erlaubten, jeden Vorübergehenden und jedes Fuhrwerk, das ihm begegnete, scharf und aufmerksam. Endlich betrat er mit derselben scheuen Vorsicht, die er bei einer früheren Gelegenheit gezeigt, den Park der Villa, den er damals in Gesellschaft von Gathorne Edwards besucht hatte, und schlug den Weg nach der Fontäne auf dem kleinen Plateau ein. Aber dies Mal hatte er seine Ankündigung vorbereitet; er ließ sie in das Behältniß fallen, das unter der Oeffnung der Fontäne verborgen war, und stieg dann die steilen kleinen Terrassen hinunter, bis er nach dem Eingang der Grotte gelangte.

Anstatt jedoch durch die Spalte in den Felsen einzutreten, fand er dort die Person seiner wartend, die ihn herbeibeschieden hatte — den sogenannten General von Zoesch. Calabressa schrak leicht zusammen, aber er sagte: „Ihr ergebener Diener, Excellenza!“ und entblößte ehrerbietig sein Haupt.

„Behalten Sie Ihren Hut auf, Freund Calabressa,“ sprach der Andere gutmüthig, „Sie sind so alt wie ich.“

Er setzte sich auf einen vorspringenden Rand des Gesteins und gab Calabressa ein Zeichen, auf der andern Seite des Eingangs ein Gleiches zu thun. Sie waren vollständig vor Beobachtung geschützt durch ein Dickicht von Oliven und Feigenbäumen, wie auch durch den weithin sich erstreckenden Orangenhain.

„Der Rath hat Ihnen eine große Ehre erwiesen, mein Calabressa," sagte der General, sogleich zur Sache übergehend. „Er hat beschlossen, Sie mit einer sehr schwierigen Mission zu betrauen."

Es ist in der That eine große Ehre."

„Ihr Leben werden Sie freilich nicht auf's Spiel zu setzen haben, was Ihnen ohne Zweifel unlieb sein wird, aber Sie werden uns beweisen können, ob Sie das Zeug zu einem Diplomaten besitzen."

„Was das betrifft, Excellenza," entgegnete Calabressa zuversichtlich, „man kann bisweilen ein Schwätzer sein, zum Scherz und aus Unsinn; man kann aber auch schweigen, wenn es Noth thut."

„Sie kennen die Zaccatelliaffaire. Der Agent ist unsern Wünschen gemäß in England gefunden worden. Ich höre, Sie kennen ihn; er heißt Brand."

Calabressa stieß einen Schrei aus.

„Excellenza, wissen Sie auch, was Sie gesagt

haben? Sie durchbohren mir das Herz. Warum gerade er von Allen, die in England sind? Er ist der Verlobte von Nataliens Tochter, der Natalie, Excellenza, die Ferdinand Lind geheirathet hat."

„Ich weiß," sprach der Andere ruhig. „Ich habe die junge Dame gesehen. Sie ist ein schönes Kind."

„Sie ist mehr als das, sie hat auch eine schöne Seele!" sagte Calabressa in großer Erregung. „Und sie besitzt ein liebevolles Herz. Ich sage Ihnen, das wird sie umbringen, Excellenza — oh, es ist schmählich! ich darf daran nicht denken!" Er sprang auf und sprach lebhaft und aufgeregt. „Ich sage, ich darf nicht daran denken. Ich, Calabressa, wende mich an die ehrenwerthen Glieder des Rathes — ich sage, ich bin bereit für ihn einzutreten — sie können es mir nicht abschlagen — ich appellire an die Gesetze des Bundes."

„Beruhigen Sie sich", sagte der General; aber Calabressa wollte nicht ruhig werden.

„Ich will nicht, daß mein schönes Kind diesen Schmerz zu tragen hat! — Sie, Excellenza, werden meinen Appell an den Rath unterstützen — er kann es mir nicht abschlagen — zu was bin ich mir selbst oder Anderen nütze? Ich sage es noch einmal, die Tochter meiner alten Freundin Natalie soll den Schmerz

nicht erfahren, daß ihr Geliebter ihr entrissen werde — ich, Calabressa, verlange für ihn einzutreten!“

„Freund Calabressa, ich ersuche Sie, sich zu setzen, und mir zuzuhören. Die Geschichte ist kurz, die ich Ihnen zu erzählen habe. Dieser Brand ist in der üblichen Weise durch das Loos bestimmt worden. Die junge Dame weiß natürlich nicht, welche Pflicht ihm aufgetragen ist; sie glaubt aber, daß es ihm sein Leben kosten wird. Sie ist in Sorge; sie erinnert sich, daß Sie ihr gewisse Anweisungen gegeben haben; sie reist also sofort ab nach Neapel, und sucht die Höhle des schwarzen Bären Tomnaso auf!“

„Ah, die muthige Kleine! Sie hat also den Calabressa und die kleine Karte nicht vergessen?“

„Ich habe sie und ihre Mutter gesehen.“

„Ihre Mutter ebenfalls? Hier in Neapel?“

„Ja.“

„Großer Gott! Was für ein Thor ich war — durch Neapel zu kommen, ohne zu wissen — aber ich dachte nur an jene kleine Schlange!“

„Sie werden jetzt so gut sein, zuzuhören, mein Calabressa.“

„Ich bitte Ihre Excellenza tausend Mal um Verzeihung.“

„Es scheint, daß sowohl die Mutter als die Tochter sich mit dem Argwohn tragen, die Verpflichtung sei ihrem englischen Freund auf unehrliche Weise zugeschoben worden. Erst sagte ich zu mir selbst, dieser Argwohn sei thöricht; jetzt aber scheint mir der Verdacht besser begründet. Sie kennen doch die alte Geschichte mit Ferdinand Lind, Sie wissen, wie sein Leben dem Bunde verfiel, und wie es ihm geschenkt wurde. Sie halten es für unmöglich, daß er sich auf ein solches Wagniß ein zweites Mal einlassen könnte. Nun, vielleicht thue ich ihm Unrecht, aber immerhin liegt die Möglichkeit vor, und ich kann mir wohl denken, daß er gewichtige Gründe haben muß, sich dieses Engländers zu entledigen."

Calabressa erwiderte nichts, aber er war sehr erregt.

„Wir hatten ihn um Geld gedrängt, Calabressa — ich will Ihnen das erklären. Am langsamsten von allen Ländern ist es uns von England zugeflossen, dem reichsten Lande — und gerade als wir dessen so sehr bedurften. Dann ist auch eine Stelle im Rath frei geworden und Lind's Wünsche sind darauf gerichtet. Was 'geschieht? Er versucht den Engländer dazu zu bewegen, einen höheren Grad zu gewinnen und uns sein Vermögen auszuliefern; der Engländer weigert sich dessen; darauf spricht er: ‚Scheide von meiner

Tochter und gehe nach Amerika.‘ Die Tochter spricht: ‚Wenn er geht, folge ich ihm.‘ Sie sehen, mein Freund, daß, wenn diese Geschichte wahr ist, unser Kollege Lind allen Grund hatte, böse zu sein, und auf alle Fälle wünschen mußte, es zu verhindern, daß der Engländer seine Tochter heirathete.“

„Ich sehe es sehr wohl ein, Excellenza. Was weiter?“

„Weiter nichts! Nur ist es natürlich, daß, wenn eine alte Freundin, die so viel Ansprüche an unserm Bund hat, als eine Berezolyi haben muß, zu uns kommt und eine solche Geschichte erzählt, wir aufmerksam zuhören. Man mag sie glauben oder nicht glauben; man möchte sie natürlich lieber nicht glauben, da die Sache die Ehre eines Kollegen angreift, der sich lange Jahre zuverlässig erwiesen. Dennoch aber, wenn der Rath, darum angegangen und in Sorge darüber, daß kein Unrecht geschehe, einen Agenten finden könnte, der vorsichtig und verschwiegen wäre, und dem gleichzeitig die Vollmacht, nach freiem Ermessen Verzeihung zu versprechen, verliehen würde, für den Fall, daß ein Mitschuldiger auf diese Weise bestochen werden müßte — wenn der Rath Sie zum Beispiel beauftragte, Nachforschungen anzustellen und die beiden Kläger davon

zu überzeugen, daß keine Ungerechtigkeit geschehen ist, so würden Sie doch die Aufgabe mit Sorgfalt und dem vollen Bewußtsein der Verantwortlichkeit, die auf Ihnen ruht, übernehmen?"

„Mit Freuden — mit ganzem Herzen, Excellenza!" rief Calabressa.

„Oh nein, so nicht, sondern mit Vorsicht und Unparteilichkeit, mit Ruhe und ohne Vorurtheil. Und vor allen Dingen mit dem Entschluß, vor unserm Freund und Kollegen zu verbergen, daß irgend ein Verdacht auf ihm ruht."

„Oh, Sie können mir vertrauen, Excellenza!" sagte Calabressa lebhaft. „Ertheilen Sie mir den Auftrag — um der Liebe meines Alters willen — um der Kleinen und ihrer schönen Seele willen. Und wenn ich ihr nicht Friede und Sicherheit auf die eine Weise bringen kann, — ich schwöre es Ihnen, ich werde ohne Vorurtheil an die Aufgabe gehen — ich will Niemandem zu nahe treten — aber soviel kann ich sagen, daß, wenn es mir auf die eine Weise mißglückt, es noch einen andern Weg giebt."

„Sie haben die beiden Männer Beratinsky und Reitzei gesehen, die mit Lind und dem Engländer zu-

sammen geloost haben. Für mich sind es bloße Namen. Beschreiben Sie die Leute."

„Beratinsky," sagte Calabressa schnell, „ein Bär, mürrisch und eigenwillig; Reitzei ein Geck, eingebildet, kriechend."

„Wer von beiden ließe sich leichter einschüchtern?" fragte der Große lächelnd.

„Oh, Excellenz, überlassen Sie das mir," entgegnete Calabressa. „Geben Sie mir keine bestimmten Anweisungen; bin ich nicht ein Freiwilliger? kann ich nicht handeln, wie ich will, immer auf die Gefahr hin, daß mir Einer den Schädel einschlägt, wenn ich unverschämt werde?"

„Nun denn, was meinen Sie, wenn wir es Ihnen überließen, Freund Calabressa, Ihrer Erfindungsgabe und Ihrem Wunsch, unparteiische Gerechtigkeit zu üben? Haben Sie Geld?"

„Durchaus nicht, Excellenza!"

„Der Sekretär Granaglia wird Ihnen heut Abend seine Mittheilungen machen. Können Sie sofort aufbrechen?"

„Mit dem durchgehenden Zuge morgen früh um sieben, Excellenza." Dann setzte er hinzu: „O, zum Teufel!"

„Was giebt's?"

„Ein junger Mensch, Excellenza, war diesen Nachmittag so unverschämt mir zu folgen. Ich kenne ihn. Ich hielt ihn an und wies ihn an den Capitän des Schooners la Svezia; morgen sollte er mir den Empfangsschein vorzeigen."

„Das hat nichts zu sagen," erwiderte der General lächelnd; „wir wollen schon nach ihm sehen, wenn er an Bord geht. Begreifen Sie auch, Freund Calabressa, die Schwierigkeit der Mission, welche der Rath in ihre Hände legt? Sie müssen vorsichtig, geduldig und vorurtheilsfrei sein; und wenn Sie und Lind, wie ich vermuthe, nicht immer die besten Freunde gewesen sein sollten, so müssen Sie das vergessen. Sie gehen nicht, um seine Tochter zu rächen, Sie gehen als Diener der Gerechtigkeit. Nur haben Sie die Macht hinter sich, das können Sie indirekt merken lassen. Verstehen Sie mich?"

„Es ist so klar wie der Tag. Vertrauen Sie mir, Excellenza!"

Der Andere stand auf.

„Beeilen Sie sich, mein Calabressa. Leben Sie wohl!"

„Noch eins, Excellenza! Es ist nicht viel, was ich

erbitte, nur der Name des Hotels, in welchem meine schöne Nataluschka und ihre Mutter sich aufhalten!"

Der Andere nannte ihm den Namen des Hotels; Calabressa, ihn ehrfurchtsvoll grüßend, ging und nahm seinen Weg durch die Weinreben und Obstbäume nach Neapel zurück, und zu dem angegebenen Hotel, das in der Nähe des Castello dell' Ovo lag. Kaum hatte der Portier ihm die Thür geöffnet, als ihm einfiel, daß er gar nicht wußte, nach wem er fragen müßte; aber in diesem Augenblick kam Natalie selbst den Flur entlang, im Begriff auszugehen.

„Meine kleine Tochter!" rief er, und ergriff sie bei beiden Händen. „Sagte ich Ihnen nicht, Sie würden mich bald genug finden, wenn das Bedürfniß vorläge?"

„Wollen Sie hinaufkommen und meine Mutter begrüßen, Signor Calabressa?" sprach sie. „Sie wissen, warum sie und ich jetzt zusammen leben? — mein Großvater ist todt."

„Ja, ich will gehen und Ihre Mutter begrüßen", sagte er nach einer Weile, aber sie bemerkte nichts von dem seltsamen Ausdruck seines Gesichts während dieser kurzen Zögerung.

Zwischen den zwei Schlafzimmern befand sich ein

kleiner Salon. Natalie führte ihn hinein und ging in das anstoßende Gemach, um ihre Mutter zu holen. Eine Minute später sahen sich diese beiden Freunde und Gefährten aus früheren Tagen wieder.

Sie hielten einander eine kurze Zeit schweigend bei der Hand.

„Mein Haar war nicht so grau, als Sie mich das letzte Mal sahen“, sprach sie endlich lächelnd.

Calabressa konnte keine Worte finden.

„Mutter“, sagte das Mädchen, um diese peinliche Verlegenheit zu unterbrechen. „Du hast den Signor Calabressa so lange nicht gesehen. Soll er nicht mit uns zu Mittag speisen? Die table d'hote ist um halb sieben.“

„Nicht die table d'hote, kleine Tochter“, sagte Calabressa schnell. „Aber wenn man hier bleiben dürfte?“

„Oh, gewiß.“

„Ich möchte über so viele Dinge reden und habe so wenig Zeit dazu. Morgen früh reise ich nach England.“

„Nach England?“

„Gewiß, kleine Tochter. Und Sie haben mir vielleicht einen Gruß mitzugeben? Oh, Sie können einen

frohen Gruß bestellen", setzte er mit seinem gewöhnlichen Optimismus hinzu. „Ich sage es Ihnen, ohne zu prahlen, lassen sie es einen frohen Gruß sein! Sagte ich Ihnen nicht, wenn Sie in Noth und Sorge sind, so zählen Sie auf Ihre Freunde!"

Calabressa blieb und sie speisten zusammen auf dem Zimmer und die beiden alten Freunde hatten einander viel zu erzählen. Aber über alle Dinge, die sich auf die Gegenwart bezogen, beobachtete er das tiefste Schweigen. Er wollte nicht gleich im Anfang den Schwätzer spielen. Er ging nach England, weiter sagte er nichts.

Als er Natalie Lebewohl bot, zog er sie ein paar Schritt auf den Gang hinaus.

„Kleines Kind," sprach er leise, „Ihre Mutter leidet um Ihres Kummers willen. Es ist unnöthig. Ich versichere Sie, Alles wird noch gut werden; habe ich je unwahr gesprochen? Eine, die Ihren Namen führt, braucht nicht zu verzweifeln."

„Leben Sie denn wohl, Signor Calabressa!"

„Au revoir, mein Kind: ist das nicht besser?"

Kapitel II.

Ein schwacher Bruder.

Georg Brand saß in seinem Hause allein. Die Lampen waren angezündet, der Tisch mit Papieren bedeckt. Er hatte soeben zwei Besuche entlassen — Molyneux und einen gelehrten Herrn, der zum Owen Kollege gehörte — die zu ihm gekommen waren, um Pläne und Andeutungen von ihm zu empfangen in Bezug auf das, was im Norden noch zu thun war. Beim Abschied hatte der rothwangige, lautsprechende Molyneux zu ihm gesagt:

„Mr. Brand, wenn man Sie so eifrig thätig sieht bei dem, was da oben uns noch obliegt, möchte man sich darüber wundern, daß Sie uns verlassen und Ihrem Vergnügen nachgehen. Aber gleichviel.

Jeder muß seinen Feiertag haben; ich wünsche Ihnen soweit eine glückliche Reise; wir wollen unser Mögliches thun, bis Sie zurückkommen."

Das war also ebenfalls abgethan. Er hatte in der That alle seine Angelegenheiten so geordnet, daß er jeden Augenblick abreisen konnte. Aber wie stand es um Natalie? Von Niemand hatte er Etwas über sie gehört. Er hatte nicht die geringste Vorstellung davon, wohin sie gegangen war. Ueberdies erfuhr er von Reitzei, daß ihr Vater — der Reitzei's Meinung nach sofort hätte entdecken können, wo sie sich aufhielt — sich mit der Sache nicht befassen und nicht einmal ihren Namen in seiner Gegenwart erwähnen hören wollte.

Seufzend lehnte er sich in seinen Stuhl zurück. Welchen Werth hatten jetzt für ihn diese sorgfältig angestellten Berechnungen von Bezirken und Mittelpunkten, und diese Ausschreibung von Versammlungen? Und doch schien er diesen Dingen seine lebhafteste Aufmerksamkeit zu schenken, so lange seine Gäste da waren. Noch ein Mal hatte sich der frühere Eifer in ihm geregt, noch einmal war der Stolz an seinem eigenen Werk in ihm erwacht. Aber jetzt war das vorüber, er hatte die Führerschaft aufgegeben, und während

er zerstreut in die schwarze Nacht hinausblickte, weilten seine Gedanken in weiter Ferne.

Er wurde aus seiner Träumerei durch ein Klopfen an der Thüre aufgeschreckt. Gathorne Edwards trat ein.

„Waters sagte, ich würde Sie allein finden", sprach der blasse Gelehrte mit den blauen Augen. „Ich komme, um wegen Kirski mit Ihnen zu reden."

„Setzen Sie sich. Nun?"

„Es ist eine mißliche Sache", sagte er, nahm einen Stuhl und blickte düster vor sich hin. „Er hat sich dem Trunk ergeben. Ich bin bei ihm gewesen, habe mit ihm gesprochen, aber es scheint, daß ich keinen Einfluß mehr auf ihn habe. Ich dachte mir, Sie könnten vielleicht etwas mit ihm anfangen."

„Ich kann ja nicht einmal mit ihm sprechen!"

„Oh, er ist daran gewöhnt, aus wenig Worten sich viel zurechtzulegen. Ich könnte ja mit Ihnen gehen."

„Aber wie kann er sich in so kurzer Zeit dem Trunk ergeben haben?"

„Es kann sich Jemand in sehr kurzer Zeit in einen seltsamen Zustand versetzen, wenn er es darauf anlegt", sagte Edwards. „Er hat seine Thätigkeit ganz und

gar eingestellt, und vertrinkt alle kleinen Ersparnisse, die er gesammelt hat. Auch seine blutdürstige Stimmung ist wieder gekommen; er will, daß Einer mit ihm geht, den Menschen draußen in Rußland umzubringen, der ihm seine Frau geraubt, ihn dann geschlagen und die Hunde auf ihn gehetzt hat. Calabressa's Kur ist ganz und gar fehlgeschlagen."

„Es ist schade. Der arme Unglückliche hat schon genug Leiden erfahren. Aber was ist der Grund davon?"

„Es ist schwer zu erklären," sagte Edwards verlegen. „Man kann es nur vermuthen, denn sein Kopf ist wirr und er faselt. Sie kennen Calabressa's poetische Auslegung. Es war in der That Miß Lind, die ein Wunder bewirkt hatte. Nun, es lag etwas Wahres darin. Sie war liebevoll zu ihm, nachdem ihn die Menschen durch Europa geprügelt hatten, und es erfüllte ihn demnach eine leidenschaftliche Dankbarkeit. Dann hatte man ihn glauben lassen, er könnte ihr oder ihren Freunden einen Dienst leisten, worauf er seinen Racheplan aufgab und zu jedem Opfer bereit war, und in der That, es lag ja auch ein Projekt vor."

Edwards blickte den Andern an, dieser aber schaute in demselben Augenblick hinaus zum Fenster.

„Nun, Sie sehen, dies kam nicht zu Stande und er mußte enttäuscht nach England zurückkommen. Nun war aber kein Calabressa da, der ihn bei seinen Entschlüssen festhalten konnte, und außerdem entdeckte er, wie, das kann ich nicht sagen, daß Miß Lind London verlassen hatte."

„Oh, er hat das entdeckt?"

„Es scheint so. Und er sagt, er sei nun ferner Niemand etwas nütze, und Alles, was er will, geht darauf hinaus, den Menschen Michaieloff zu tödten und sich dann selbst umzubringen."

Brand stand sofort auf.

„Wir müssen den armen Teufel besuchen, Edwards. Sein Kopf war nie sehr hell und so will ich wohl glauben, daß ein paar Tage Trinken ihn wieder wild gemacht haben. Und gerade als ich ihm eine kleine Ueberraschung vorbereitet hatte!"

„Was?" fragte Edwards, als er die Thür öffnete.

„Ich habe ihm ein kleines Vermächtniß ausgesetzt, das ihm etwa 20 Pfund jährlich eingebracht haben würde, um seine Miethe zu zahlen. Wir dürfen es ihm jetzt nicht geben, bis wir ihn wieder zur Ordnung gebracht haben."

Aber Edwards stieß die Thür wieder zu und

sprach leise: „Natürlich, Mr. Brand, haben Sie von der Zaccatelliaffaire gehört?“

Brand sah ihn an und entgegnete ruhig:

„Gewiß. Fünf Menschen in England wissen darum; Sie und ich gehören dazu.“

„Nun“, sagte Edwards schnell, „wenn so Etwas beschlossen wurde, wäre es nicht besser gewesen, man hätte diesen armen Menschen die That vollbringen lassen? Er würde seinen Ruhm darin gefunden haben, er besaß gerade damals die Begeisterung des Märtyrers, er meinte, man hätte ihn sollen etwas thun lassen, daß Miß Lind und ihre Freunde mit ewiger Dankbarkeit gegen ihn erfüllen müßte.“

„Und wer hat ihm das in den Kopf gesetzt, daß Miß Lind etwas davon wußte? — Calabressa vermuthlich.“

Edwards erröthete leicht.

„Nun, ja —“

„Und Calabressa war es also, der ein solches Geheimniß einem Irrsinnigen anvertraute?“

„Verzeihen Sie, Kirski wußte nie bestimmt, was seiner warte, aber er war zu Allem bereit. Was mich angeht, so war ich herzlich froh darüber, daß man ihn nach England zurückschickte. Ich wollte meine Hand

in keiner Weise bei einem solchen Geschäft im Spiel haben. Ich hoffe in der That, man hat jetzt das ganze Projekt aufgegeben."

„Es möchte fürwahr klüger sein," sagte Brand gleichgültig.

„Wenn sie dabei beharren, so wird es in Europa einen gewaltigen Lärm machen," sprach Edwards nachdenklich. „Sein Leben ist freilich schimpflich genug gewesen — aber doch, sein Tod, in dieser Weise."

„Die Menschen werden sich entsetzen, nicht wahr?" sagte Brand ruhig. „Und man wird seinen Mörder in ganz Europa verwünschen?"

„Gewiß; denn wer durchschaut die Motive?"

„Kein Mensch wird auch nur ein Wort zu seiner Vertheidigung sprechen", sagte Brand zerstreut. „Es ist ein beneidenswerthes Loos für einen armen Sterblichen. Nun wohl, Edwards. Wir wollen jetzt diesen Kirski aufsuchen."

Sie traten in die Nacht hinaus — es war kalt und regnicht, und sie schlugen den Weg nach Soho ein. Sie klopften an die Thür eines ärmlichen Hauses, und Kirskis Wirthin erschien. Sie war sehr böse, als man seinen Namen nannte. Natürlich wäre er nicht

zu Hause, sie würden ihn in irgend einer Kneipe finden, das Vieh!

„Aber er bezahlt doch seine Miethe, wie?" wandte Brand ein.

O, ja, er bezahlte seine Miethe. Aber sie liebte es nicht, ein wildes Thier im Hause zu haben. Sie hielte auf anständige Miether, ihr Haus sei keine Menagerie.

„Ich bin überzeugt, er macht Ihnen keine Unruhe, Madame", sagte Edwards, der die sanfte, unterwürfige Art gesehen hatte, mit welcher der Russe sich in seiner Wohnung betrug.

Das räumte sie ein, ließ aber die Besorgniß durchblicken, in der sie lebte, daß er ihr eines Nachts den Hals abschneiden würde. Reden könnte sie auch nicht zu ihm, da er ja doch keine zwei Worte einer christlichen Sprache verstände.

Sie entnahmen hieraus, daß die gute Frau ihren fügsamen Miether ins Gebet genommen, und daß sie durch seine Unaufmerksamkeit tief verletzt worden war. Sie ließ sich endlich herbei, den Namen der besonderen Schenke zu nennen, wo sie ihn wahrscheinlich finden würden, worauf sie sich dann wieder aufmachten, ihn zu suchen.

Sie entdeckten ihn leicht. In einer Ecke des dicht gefüllten dumpfigen Schenkzimmers saß er allein und hielt ein Glas Wachholderbranntwein mit Wasser in seinen zitternden Händen. Als sie eintraten, blickte er auf und sah sie mit seinen trüben, gesunkenen Augen an. Offenbar erkannte er sie. Dann wandte er sich finster ab.

„Sagen Sie ihm, ich sei nicht gekommen, um ihm Vorwürfe zu machen,“ sagte Brand schnell. „Sagen Sie ihm, ich sei gekommen, um Arbeit bei ihm zu bestellen. Ich wünsche einen Schrank arbeiten zu lassen und bedürfte dazu eines so vorzüglichen Arbeiters, wie er es sei.“

Edwards ging zu ihm hin, legte die Hand auf seine Schulter und sprach eine Zeit lang zu ihm. Dann wandte er sich zu Brand.

„Er sagt, es geht nicht. Er kann nicht mehr arbeiten. Man wolle ihm nicht helfen, Pavel Michaieloff umzubringen. Er wünscht zu sterben.“

„Fragen Sie ihn doch, was die junge Dame, die ihm ihr Bild gegeben, von ihm denken soll, wenn sie hört, daß er sich in diesem Zustand befindet. Fragen Sie ihn, wie er es hat wagen können, ihr Bild nach einem solchen Orte mitzunehmen.“

Als diese Fragen Kirski vorgelegt wurden, schien er sich etwas zu ermannen; er redete sogar heftig einige Sekunden lang; dann wandte er sich wieder ab, als wünschte er nicht gesehen zu werden.

„Er sagt," fuhr Edwards fort, „daß er das Bild nicht mitgebracht hat und es auch nicht mitbringen wollte. Er fürchtete, man möchte es bei ihm finden und es ihm nehmen. Er hätte einen kleinen Kasten aus Eichenholz geschnitzt und denselben inwendig mit Zink ausgelegt; dahinein hätte er die Photographie gethan und unter den Bäumen des St. Jamesparks bei Nacht verborgen. Dort hätte er es vergraben. Er kenne den Platz. Wenn er Michaieloff getödtet habe, wolle er zurückkommen und es wieder ausgraben."

„Der arme Teufel — er büßt in der That seinen Verstand ein, mag er trinken oder nicht. Was soll man mit ihm anfangen, Edwards?"

„Er sagt, die junge Dame sei weggegangen. Ihm sei Alles gleich. Er sei nichts nütze. Er giebt die Hoffnung auf, so viel Geld zu verdienen, als nöthig sei, um ihn nach Rußland zurückzubringen."

Nach vieler Ueberredung gelang es ihnen, ihn zu bewegen, daß er die Schenke mit ihnen verließ und nach seiner Wohnung zurückkehrte. Sie verschafften ihm

etwas Thee und Butterbrod und vermochten ihn dazu, beides zu sich zu nehmen. Dann machte ihm Edwards auf Brand's Ersuchen die Mittheilung, die junge Dame sei nur zeitweilig von London abwesend; daß es sie sehr bekümmern würde, wenn sie hörte, wie schlecht er sich geführt hätte, sein Meister würde seine Abwesenheit entschuldigen, wenn er sich am folgenden Morgen wieder an seine Arbeit machte, und daß er seinen thörichten Plan, nach Rußland zu gehen, wieder aufgeben müßte, da er dort keine Unterstützung finden würde, und wenn er es aussprengte, er wolle ein Verbrechen begehen, doch nur von der Polizei festgenommen und eingesperrt werden dürfte. Alles dies und noch mehr suchten sie ihm vorzustellen, und Edwards versprach am nächsten Abend wieder zu kommen, um zu sehen, wie es ihm gehe.

Es war spät, als Brand und Edwards wieder in die regnerische Nacht hinaustraten, und Edwards, der versprochen hatte, ein paar Zeilen an Kirski's Meister auf die Post zu geben, sagte Lebewohl und begab sich nach seiner eigenen Wohnung. Brand wanderte langsam durch die schmutzigen Straßen nach Hause. Er zog den Lichterglanz und den Lärm der Einsamkeit seines Zimmers vor. Er blieb sogar stehen, um die Leute

aus dem Theater kommen zu sehen; die Menschen schienen so sorglos und vergnügt, sie riefen einander zu, machten seichte Späße und gingen unter ihren Regenschirmen hinaus in die feuchte glänzende Dunkelheit.

Endlich sah er sich ohne bestimmte Absicht am Anfang der kleinen Straße, in der er wohnte, und wollte eben die Thür mit seinem Drücker öffnen, als aus dem Dunkel eine hohe Gestalt heraustrat. Er fuhr leicht zusammen bei dem Erscheinen dieses großen weißhaarigen Mannes in dem weiten, blauen Mantel, dessen über den Kopf gezogene Kapuze sein Gesicht halb bedeckte, und trat ihm dann zornig entgegen.

„Monsieur mon frère, endlich kommen Sie!“ sagte der Fremde, in dem er sofort an der Aussprache des Französischen Calabressa erkannte.

„Wie,“ rief er überrascht, „Calabressa?“

Der Andere legte einen Finger auf seinen Arm.

„Still!“ sagte er. „Meine Anwesenheit ist ein großes Geheimniß; ich vertraue Ihnen. Ich wollte nicht in Ihrer Wohnung warten, denn ich sagte zu mir, ‚Wie wenn er Freunde mitbringt, die mich kennen und die sofort fragen werden, was zum Teufel Calabressa in diesem Lande macht?‘“

Brand hatte seine Hand von dem Thürschloß zurückgezogen.

„Calabressa,“ sagte er schnell, „wenn irgend Einer, so müssen Sie es wissen, wo Natalie und ihre Mutter sich aufhalten. Sagen Sie es mir!“

„Sogleich! Aber darf ich Sie darauf aufmerksam machen, mein lieber Monsieur Brand, daß es regnet und daß es besser wäre, wir träten ein. Natürlich werde ich es Ihnen mittheilen, sobald wir behaglich und unbelauscht mit einander reden können. Dieses verteufelte Klima! Was hätte ich wohl anfangen sollen, hätte ich mir nicht diesen Mantel in Paris gekauft? In Paris war es schon naßkalt genug, aber gegen Ihre Luft hier kam es doch nicht auf. Sapristi! meine Finger sind erfroren!“

Brand führte ihn schnell nach oben, nöthigte ihn in einen Lehnstuhl und schürte das Feuer.

„Nun,“ sagte er ungeduldig, „nun, mein lieber Calabressa, lassen Sie mich hören!“

Calabressa zog einen Brief heraus.

„Was ich zu sagen habe — voila.“

Brand riß den Umschlag auf und las Folgendes:

„Theurer,

Diese Zeilen sollen Dich beschwören, England für

jetzt nicht zu verlassen -- nicht bis Du von mir hörst oder bis wir zurückkehren. Habe Geduld und hoffe. Du bist nicht vergessen. Meine Mutter sendet Dir ihren Segen.

Deine Verlobte."

„Aber es fehlt der Ort!" rief er. „Wo sind sie?"

„Wo sie sind? Es ist kein Geheimniß. Sie sind in Neapel."

„In Neapel!"

„O, ich versichere Sie, mein lieber Freund, ein edles, muthiges Herz liebt Sie. Vor langer Zeit sagte ich zu ihr: ‚Kleines Kind, wenn Sie in Noth sind, gehen Sie zu Freunden, die Sie willkommen heißen werden; sagen Sie ihnen, Sie seien die Tochter von Natalie Berezolyi; sagen Sie ihnen, daß Calabressa Sie schickt!' Und Sie glaubten, sie wäre nicht in Noth! Oh, hat sie mir nicht von der hübschen Häuslichkeit erzählt, die Sie der armen Mutter besorgt haben, die meine alte Freundin ist; hat sie mir nicht gesagt, wie sie Ihrer Meinung nach dort sich wohl fühlen und alles Uebrige nicht beachten würden! Aber Sie waren im Irrthum. Sie kannten sie nicht. Sie sagte: ‚Mein Verlobter schwebt in Gefahr; ich will Calabressa beim Wort nehmen; bevor mich irgend

Einer daran hindern, kann will ich im Namen meiner Familie und im eignen Namen für ihn bitten.' O, das muthige Kind!"

„Aber wen bitten?" fragte Brand athemlos.

„Den Rath, mein Freund!" sagte Calabressa stolz.

„Gerechter Himmel!" rief Brand und seine Hand packte die Lehne seines Stuhles. „Ist das Geheimniß also verrathen? Meinen Sie, ich wollte hinter einer Frau Schutz suchen?"

„Sie konnte kein Geheimniß verrathen!" sagte Calabressa triumphirend, „da sie es selbst nicht kannte. Aber sie konnte muthig reden!"

„Und das Resultat?"

„Wer weiß, was kommen kann? Inzwischen ist dies das Resultat — ich bin hier."

Zu jeder andern Zeit würde ihm dieser selbstbewußte Ausruf lächerlich erschienen sein, aber jetzt achtete Brand nicht auf das Benehmen seines Gefährten. Sein Herz klopfte aufgeregt. Und selbst als sein Verstand ihn einzusehen zwang, wie wenig er von dieser Intervention hoffen durfte, was ein Beschluß des Rathes für eine Bedeutung habe, und wie unwiderruflich das Schicksal sei, dem er sich gefügt hatte, dachte er doch zunächst nicht an seine eigene

Sicherheit oder Gefahr, sondern an ihre Liebe und Aufopferung, an ihren Entschluß ihn zu retten, an ihr schnelles und edles Handeln, das keine Furcht kannte. Er sah sie in Gedanken, wie sie in Neapel diese namenlose und geheime Macht anrief, die Jeder fürchtete, und von derselben verlangte, ihren Beschluß umzustoßen. Und dann die Kühnheit, mit der sie ihn hoffen hieß! Er konnte nichts hoffen; er wußte mehr als sie. Aber sein Herz gedachte ihrer mit Liebe und Dankbarkeit.

„Mein lieber Freund", sagte Calabressa leise, „mein Geschäft verlangt die größte Verschwiegenheit. Ich habe einen Auftrag, den ich Ihnen nicht ganz erklären kann. Aber inzwischen werden Sie so gut sein, mir in extenso, mit allen Nebenumständen, die kleine Geschichte zu erzählen, wie Sie dazu bestimmt wurden, eine gewisse Verpflichtung zu übernehmen."

„Leider kann ich das nicht", sagte Brand ruhig. „Es sind das Dinge, über die man nicht reden darf."

„Ich muß dennoch darauf bestehen, mein lieber Freund."

„Dann muß ich darauf bestehen, Ihnen die Antwort schuldig zu bleiben."

„Sie sind verschwiegen, das ist lobenswerth. Aber hier ist Etwas, das Ihren Argwohn, oder sollen wir sagen, Ihre Bedenken, entfernen wird.“

Er nahm aus seiner Brieftasche eine Karte und legte sie etwas prunkhaft auf den Tisch. Brand prüfte dieselbe, und starrte dann Calabressa überrascht und verwundert an.

„Sie kommen mit unumschränkter Vollmacht von Seiten des Rathes?“

„Beim Himmel!“ rief Calabressa lachend, „dies Mal haben Sie das Richtige getroffen!“

Kapitel III.

Der Zauberer.

Es war kein Zweifel, Calabressa war hier als der mit unumschränkter Vollmacht ausgestattete Vertreter des Rathes, und doch kostete es Brand viel Ueberwindung, die Fragen zu beantworten, die der lebhafte Mann ihm vorlegte. Er hatte sich bereits in sein Schicksal gefügt. Die Bitterkeit seines Looses war für ihn vorüber. Er hätte die Vergangenheit weit lieber ganz vergessen und seinem ihm gesteckten Ziel entgegen gehen mögen, als diese unnützen Erklärungen mit anzuhören.

Ueberdies waren Calabressa's Fragen, die er Zeit gehabt hatte, sich während der langen Eisenbahnfahrt zu überlegen, merkwürdig schlau und dunkel. Er berührte hier und da gewisse Nebenumstände, als wollte er sich aus ihnen eine eigene Geschichte zusammenstellen.

Endlich sagte Brand: „Ich sehe wohl, Calabressa,

Sie sind ermächtigt, mir alle möglichen Fragen vorzulegen, die ich auch zu beantworten bereit bin, so weit sie den Rath angehen. Aber von Privatangelegenheiten möchte ich lieber nicht sprechen. Was kann der Rath über Natalie Lind zu wissen wünschen? Lassen wir also dieselbe aus dem Spiel, wenn ich bitten darf!"

„Ja, mein lieber Monsieur Brand", sagte Calabressa lächelnd, „wie kann ich sie aus dem Spiel lassen, wenn sie zu dem Rath gegangen ist und der Rath zu ihr gesprochen hat, ‚Kind, Sie haben sich nicht vergebens an uns gewandt', wenn sie es doch dahin gebracht hat, daß ich in der nassen Kälte gereist und jetzt hier bin. Vergessen Sie nicht, mein Freund, daß die schöne Nataluschka jetzt ein — wie nennen Sie es doch — ein Mündel ist, und zwar das Mündel eines mächtigen Gerichts, das kann ich Sie versichern, Monsieur! Deshalb kann ich das schöne Kind nicht aus dem Spiel lassen. Sie ist eine wichtige Person für mich, denn warum bin ich sonst hier? Bedenken Sie, es ist keine Zudringlichkeit, keine Neugier, die mich treibt."

Er fuhr darauf mit seinen Fragen fort und gelangte auf allerhand listigen Umwegen dazu, in Erfahrung zu bringen, wie die Sache vor sich gegangen war.

Er benahm sich hierbei äußerst vorsichtig, und bemühte sich auf alle Weise vor Brand den Kern seiner Nachforschungen zu verbergen. Er verrieth keinen Argwohn gegen irgend Jemand. Er sprach ruhig, geduldig, fast gleichgültig.

Währenddem schweiften Brand's Gedanken in der Ferne. Er antwortete Calabressa zwar, dachte aber an Neapel.

Als Brand aber eine kurze Beschreibung von dem gab, was sich in Lislestreet an dem Abend, wo das Loos gezogen wurde, zugetragen hatte, wurde Calabressa sehr aufgeregt, wie ruhig er sich auch zu erscheinen bemühte.

„Sie sind sicher," sagte er schnell, „genau so ist es geschehen?"

„So viel ich weiß," sagte Brand gleichgültig. „Aber weshalb davon noch reden? Wenn ich mich nicht beklage, warum sollte ein Anderer es thun?"

„Habe ich gesagt, daß sich irgend Einer beklagt?" bemerkte der schlaue Calabressa.

„Warum also soll sich irgend Wer ins Mittel legen? Ich bin zufrieden. Sie wollen doch nicht sagen, daß da drüben irgend Einer der Ansicht ist, ich wünschte mich der Sache zu entziehen, die ich über-

nommen habe? Daß ich auf meinen Knien darum bitte, mich frei zu geben? Nun, Natalie wenigstens wird das nicht glauben," setzte er in einem Tone hinzu, als kümmerte er sich nicht darum, was die Andern dächten.

Calabressa schwieg, aber seine Augen leuchteten, und lebhaft klopfte er mit dem rechten Zeigefinger in die linke Handfläche. Dann sah er Brand scharf und forschend an, und sprang auf.

„Gute Nacht, mein Freund," sagte er schnell.

Brand stand ebenfalls auf und suchte ihn zurückzuhalten.

„Nein, mein guter Calabressa, Sie sollen noch nicht gehen; Sie haben mich bis jetzt zu Ihrer Unterhaltung reden lassen, nun ist die Reihe an Ihnen. Sie haben mir von Natalie und ihrer Mutter noch nichts erzählt."

„Sie befinden sich wohl, ganz wohl, versichere ich Sie," sagte Calabressa unruhig. Es lag ihm offenbar daran, sich zu entfernen. Er hatte jetzt seinen Mantel genommen und ihn um seine Schultern geworfen.

„Calabressa, setzen Sie sich und erzählen Sie mir etwas über Natalie. Was hat sie veranlaßt, eine solche Reise zu unternehmen? Ist sie in Sorge? Ist

sie betrübt? Ich dachte mir, ihr Leben hätte jetzt einen Gegenstand, der es ausfüllte, da ihre Mutter bei ihr ist."

Calabressa hatte seine Mütze ergriffen und die Thür geöffnet.

„Ein ander Mal, lieber Monsieur Brand, will ich mich hinsetzen und Ihnen von dem schönen, muthigen Kinde und meiner alten Freundin, ihrer Mutter, erzählen. Ja, ja — ein ander Mal — morgen — übermorgen. Jetzt ist man mit Geschäften überhäuft!"

Mit diesen Worten gab er Brand die Hand und ging, die Thür hinter sich schließend, hinaus.

Sobald er auf die Straße gelangt war, machte sich das so lange unterdrückte Feuer des lebhaften, redseligen Mannes Luft. Er achtete des strömenden Regens nicht. Er ging schnell und sprach laut mit sich selbst in seiner Muttersprache und in einzelnen abgebrochenen Ausrufen, die er mit heftigen Händebewegungen begleitete.

„Oh, diese Engländer — diese Engländer", rief er erregt — „solche Kinder! — blaue, klare Augen, die nichts sehen — zum Teufel! warum müssen sie sich in solche Dinge mischen? Bei solch einem Spiel mitzuspielen! — kaum haben sie einen Bauern vorge-

rückt und sind unschlüssig, was sie weiter thun sollen, da, husch! kommen Königin und Springer ihnen entgegen und machen allen schönen Combinationen ein Ende, bevor sie noch ins Werk gesetzt sind. Und Ihr Anderen, Ihr Kinder des Teufels, die Ihr das alte, thörichte Spiel noch ein Mal beginnt! Aber nehmet Euch in Acht, Einer beobachtet Euch, Einer wartet auf Euch, der nicht spricht, der aber zuschlägt! Oh, es ist ein nettes Spiel, Du mürrischer Gesell, Du eingebildeter Stutzer, aber wenn Ihr stumm um das Schachbrett sitzet, siehe da fährt ein blitzender Dolch herunter und zittert im Holz. Eure Augen starren! Ihr wißt nicht woher der Dolch kam! Aber die Stahlklinge zittert; ist es eine Warnung?"

Er lachte laut, aber es fuhren noch Omnibusse und Droschken auf der Straße, so daß man ihn nicht hörte. Die Menschen auf dem Trottoir eilten, um aus dem Regen zu kommen und niemand achtete des alten Albino in dem weiten Mantel.

„Nataluschka," sagte er, als rede er Jemanden an, der vor ihm ging, „weißt Du, daß ich mich im Schmutz dieser höllischen Stadt um Deinetwillen abmühe? Du kleine Sybaritin, Du sitzest unter den feinen Damen im Lesezimmer des Hotels, lauschest der

Musik und athmest die Wohlgerüche um Dich ein. Nun, gleichviel! hätte ich nur einen kleinen Vogel, der mit einer Botschaft zu Dir fliegen könnte, oh, würdest Du heute Nacht nicht angenehm träumen? Habe ich Dir nicht gesagt, Du könntest Dich auf Calabressa verlassen? Er schwatzt mit Dir, er bemüht sich Dich zu unterhalten, aber er ist nicht immer ein Policinell. Nein, nicht immer; bisweilen ist er verschwiegen und verschmitzt, bisweilen ist er — ja, was meinst Du wohl? — ein Zauberer. O ja, man sieht ihn nicht, man hört ihn nicht, aber während er noch beim Schachbrett beobachtet — husch! kommt die blitzende Klinge und zittert im Holze! Ihr blickt Euch um; der Schuldige erbebt krampfhaft, seine Sinne verlassen ihn, seine erschreckte Zunge bekennt. Dann lache ich und sage ‚Bravo' und denke bei mir ‚hatten sie unrecht, Calabressa diese Sache anzuvertrauen?'"

Mochte nun sein schneller Gang dazu beitragen, ihn von seiner großen Aufregung zu befreien, oder der durchdringende Regen ihm unbehaglich sein, kurz er wurde viel ruhiger, als er nach der kleinen Gasse gelangte, wo der Kulturverein seine Versammlungen hielt. Natürlich klopfte er nicht an und bat um Einlaß. Er blieb auf der andern Seite der Straße stehen,

wo er vor dem Regen unter einem Thorweg Schutz fand, und von wo er leicht Alle bemerken konnte, die aus dem Saal des Vereins herauskamen. Darauf gelang es ihm eine Cigarette in Brand zu stecken.

Es war äußerst ungemüthlich, so in der naßkalten Luft zu warten. Bald dachte er daran, wie er Reitzei bei der erwarteten Zusammenkunft ansprechen wollte, bald beschäftigten sich seine Gedanken mit Natalie, und dann wieder zündete er sich mit seinen klammen, nassen Fingern eine Cigarette an. Von Zeit zu Zeit öffnete sich die Saalthür, eine oder die andere Gestalt trat aus dem Gaslicht in die düstere Straße heraus, aber immer noch kein Reitzei. Es war jetzt fast ein Uhr Morgens.

Endlich, ungefähr um ein Viertel auf zwei, kam der letzte Schub von frohen Zechern heraus, und die Lichter inwendig wurden ausgelöscht. Calabressa folgte dieser heiteren Gesellschaft, die trotz des Regens lachte und scherzte, eine kurze Strecke; aber er mußte sich davon überzeugen, daß weder Beratinsky noch Reitzei dabei waren. Dann wandte er sich um und schlug den Weg nach seiner eigenen Wohnung ein, wo er müde und durchnäßt, aber wie es schien, nicht entmuthigt ankam.

Am folgenden Morgen war er bei Zeiten auf, ging

zu einer ziemlich frühen Stunde Coventrystreet entlang, und stellte sich an der Ecke von Rupertstreet auf, so daß er, selbst ungesehen, Jeden bemerken konnte, der ostwärts wanderte. Hier hatte er besseren Erfolg. Kaum hatte er zehn Minuten dort gestanden, als Reitzei vorüber kam. Calabressa eilte ihm nach, holte ihn ein und klopfte ihm auf die Schulter.

„Ah, Calabressa?" sagte Reitzei überrascht, aber durchaus nicht verlegen.

„Ich wünschte mit Ihnen zu sprechen," sagte Calabressa, der seinerseits etwas aufgeregt war, obwohl er es nicht zeigte.

„Sehr gern. Kommen Sie mit. Mr. Lind wird bald ankommen."

„Nein, allein. Ich wünsche mit Ihnen allein zu sprechen."

Calabressa sah sich um. Der einzige Ort, den er in der Nähe sah, war ein etwas schäbiges Lokal, das besonders des Abends besucht wurde und das jetzt noch nicht aufgewacht schien. Reitzei war in nachgiebiger Stimmung. Er ließ sich hineinführen und sie fanden daselbst ein paar noch ungewaschen aussehende Kellner, welche die letzte Abendzeitung lasen. Sie setzten sich an einen der kleinen Tische, Calabressa

bestellte etwas Kaffee, Reitzei ließ sich eine Flasche Sodawasser bringen.

Calabressa hatte sich inzwischen auf die Rolle vorbereitet, die er spielen wollte.

„Nun, mein lieber Freund," sagte er heiter, „was giebt's Neues? Wann wird Europa von dem Schicksal Zaccatellis hören?"

„Ich weiß nicht, ich weiß darüber sehr wenig," antwortete Reitzei und sah ihn argwöhnisch an.

„Es ist ein schrecklicher Beschluß," sagte Calabressa nachdenklich, „den der Rath da gefaßt hat. Man sollte glauben, daß ein so mächtiger Mann in so sicherer Stellung entkommen könnte. Aber er selbst weiß es besser. Er weiß, daß er so machtlos ist, wie Sie zum Beispiel oder ich."

„Oh," sagte Reitzei dreist, „er weiß auch, daß er es verdient hat. Er hat sich lange genug die Zügel schießen lassen, jetzt muß die Rechnung bezahlt werden."

„Und ich höre, daß unser Freund Brand das Werkzeug der Gerechtigkeit sein soll. Wie seltsam! Er gehört doch noch gar nicht lange zu uns."

„Das ist Mr. Linds Sache, ich habe damit nichts zu schaffen," sagte Reitzei kurz.

„Nun," erwiderte Calabressa und spielte mit

seiner Kaffeetasse, „ich hoffe, ich werde mich nie zu einer Handlung verleiten lassen, die den Rath bestimmen könnte, mich zu verurtheilen. Stellen Sie sich einmal ein solches Leben vor, wo Sie jeden Augenblick erwarten können, daß Einer mit einem Messer oder einer Pistole Ihnen von hinten naht, und wo das Ende unabwendbar ist. Ich würde es machen wie Provana. Der arme Teufel; sobald er in Erfahrung brachte, daß er verurtheilt sei, konnte er das Leben nicht länger ertragen. Er dachte an keine Rettung: ein paar große Steine in die Tasche seines Rockes und hinein springt er in den Arno. Und Mesentskoff. Sie erinnern sich doch? Sein einziger Rettungsgedanke war der, daß er sich selbst der Polizei stellte; — 25 Jahre in den Bergwerken. Ich denke Provana's Ausweg war empfehlenswerther."

Reitzei wurde etwas unruhig oder vielleicht nur ungeduldig.

„Nun, Calabressa", sagte er, „man muß seinen Geschäften nachgehen."

„Ja, gewiß", entgegnete Calabressa. Ich möchte nur wissen, was Zaccatelli anfangen wird. Sie sehen, der Polizei kann er sich nicht stellen, wie Mesentskoff es that, obwohl er hundert schlimmere Dinge einzu-

gestehen haben dürfte, als der Russe. Provana — nun, Sie wissen wohl, der Bund ist immer unerbittlich streng gewesen gegen seine Beamten, und mit Recht, wie? Wenn man Ungerechtigkeiten bei Denen entdeckt, die eine hohe Stellung inne haben, muß die Strafe nicht exemplarisch sein? Je höher die Macht, desto größer die Verantwortlichkeit. Sie zum Exempel sind viel zu klug, um Ihr Leben dadurch in Gefahr zu bringen, daß Sie Ihre Stellung als einer der Beamten des Bundes zu Ihrem besonderen Vortheil benutzen sollten."

„Ich verstehe Sie nicht, Calabressa", sagte der Andere etwas erregt.

„Ich wollte nur sagen", bemerkte Calabressa gleichgültig, „daß die Strafe für Rechtsverdrehung von Seiten eines Beamten so furchtbar, so schnell, so sicher ist, daß nur ein Wahnsinniger daran denken könnte, sich der Gefahr auszusetzen."

„Ja, was habe ich aber damit zu schaffen?" sagte Reitzei zornig.

„Nichts, mein lieber Freund, nichts", sprach Calabressa beschwichtigend. Aber in Betreff dieser Wahl des Mr. Brand —"

Reitzei erbleichte einen Augenblick, setzte dann aber

schnell und scheinbar erregt hinzu: „Ich sage Ihnen, das geht mich nichts an. Das ist Lind's Sache. Was habe ich damit zu schaffen?"

„Seien Sie nicht so ungeduldig, mein Freund", sagte Calabressa, und hielt seine Augen auf seinen Kaffee gerichtet. „Wir wollen annehmen, es sei wie gewöhnlich darum geloost worden. Alles ist in bester Ordnung. Keiner wünscht seiner Pflicht aus dem Wege zu gehen. Es ist das Einfachste von der Welt, eins der Stücke Papier roth zu zeichnen, und wer das so bezeichnete Stück Papier zieht, der übernimmt das Geschäft. Alles geht ehrlich vor sich. Nur, nun Sie kennen wohl den gewöhnlichen Kunstgriff des Taschenspielers, der ein Spiel Karten mit der Rückseite nach oben auf den Tisch wirft. Sie nehmen eine, sehen dieselbe heimlich an, geben sie zurück, und die Karten werden gemischt. Ohne die Karten aufzuheben, sagt er Ihnen, daß die von Ihnen gewählte die Careau-Dame war. Wie kann er das wissen? Es ist kein Wunder; alle Karten sind Careau-Damen, obwohl Sie unschuldiges Kind das nicht wußten. Es ist ein miserabler Kunstgriff", setzte Calabressa ruhig hinzu.

Reitzei trank den Rest seines Sodawassers mit

einem Schluck aus. Er starrte Calabressa schweigend an und fürchtete sich zu sprechen.

„Mein lieber Freund Reitzei“, sagte Calabressa endlich, schlug seine Augen auf, und heftete sie fest auf seinem Gefährten. „Sie könnten nicht so wahnsinnig sein, einen solchen Kunstgriff auszuüben, zum Beispiel vier Stücke Papier herzunehmen, alle roth bezeichnet, mit dem Zeichen unter dem Papier. Sie würden sich bei einem solchen falschen Spiel nicht betheiligen. Denn Sie wissen, Freund Reitzei, die Strafe ist der Tod!“

Der Mann war vor Schrecken graugrün geworden. Ihn quälte offenbar großer Durst, obgleich er eben erst sein Sodawasser zu Ende getrunken hatte. Er konnte kein Wort hervorbringen.

Calabressa wartete ruhig auf ihn, aber in seinem Herzen dachte er frohlockend: „Ha, der Dolch zittert im Holz; die Augen quellen ihm aus dem Kopfe; ist es Calabressa oder Cagliostro, der ihn gelähmt hat?“

Endlich stöhnte das elende Wesen, das ihm gegenüber saß, den Namen Beratinsky heraus. Aber mehr konnte er nicht sprechen. Er winkte einem Kellner, ihm noch etwas Sodawasser zu bringen.

„Ja, Beratinsky?“ sprach Calabressa, der das bleiche Gesicht ruhig ansah.

„ — hat uns verrathen!" sprach er mit zitternden Lippen. Ohne Widerstand zu leisten, ohne die Beschuldigung zornig zurückzuweisen, gab er sich gefangen, denn die Furcht hatte ihn ganz hülflos gemacht.

„Nicht völlig," sagte Calabressa und sprach jetzt in leiserem, aber lebhafterem Ton, „Sie müssen sich dadurch retten, daß Sie ihm zuvorkommen. Sie haben kein anderes Mittel, sonst folgt das Dekret und Sie müssen von diesem Leben Abschied nehmen. Sehen Sie sich hier diese Karte an — ich sage Ihnen, Sie haben kein anderes Mittel, Freund Reitzei — ich bin vom Rath ermächtigt, Ihnen oder Beratinsky, oder jedem Andern Pardon zu versprechen, wenn er ein offnes Bekenntniß ablegt. O, ich versichere Sie, die Wahrheit ist offenbar, hat man denn nicht Augen? Sie armer Teufel, Sie können nicht sprechen — soll ich zu Beratinsky gehen und sehen, ob er sprechen kann?"

„Was muß ich thun — was muß ich thun?" stöhnte der Andere in namenloser Angst, und Calabressa, als er diese Probe erbärmlicher Feigheit sah, konnte nicht umhin, darüber verwundert zu sein, daß Lind sich mit einem solchen Menschen hatte verbinden können.

Dann seines Sieges gewiß, begann er freier zu athmen. Er nahm eine stolze Miene an.

„Trauen Sie mir, Freund Reitzei. Ich will Ihnen die nöthige Anweisung geben. Wenn Sie den Rath von der Wahrheit Ihrer Geschichte überzeugen können, so verspreche ich Ihnen, daß er Sie vor den Wirkungen einer gewissen, Ihnen bekannten Bestimmung schützen wird. Inzwischen werden Sie in meine Wohnung kommen und dort an Lind einige Zeilen aufsetzen, wodurch Sie sich für heut entschuldigen. Sodann, denke ich, wird es Ihnen passen, heut Abend nach Neapel abzureisen. Oh, ich versichere Sie, Sie sind mir Dank schuldig; Sie kannten die Gefahr nicht, in der Sie geschwebt haben; künftig werden Sie sagen ‚Fürwahr, kein Anderer als Calabressa hat mich aus diesem Sumpf gerettet.'“

Einige Minuten später befand sich Calabressa auf einem Telegraphenbureau und gab folgende Depesche auf:

„Colonna, London: an Bartolotti, Vikolo Isotta, Nr. 15, Neapel. Ridotto wird sofort mit gesenkter Fahne eintreffen. Schickt Befehl, daß Luigi und Bassano folgen.“

„Es ist ein kühner Streich,“ sagte er zu sich, als er das Amt verließ, „aber ich habe schon mehr riskirt, als das. Auf ein Risiko mehr oder weniger kommt es nicht an.“

Kapitel IV.

Fiat justitia.

Calabressa hatte seinen Plan so schnell gefaßt und ausgeführt, daß er nicht Zeit gehabt, an die möglichen oder sicheren Folgen für den Fall zu denken, daß derselbe gelingen möchte. Seine Hauptsorge war die, sich seines Gefangenen zu versichern. Es lag immer die Möglichkeit vor, daß ein so furchtsamer und schwacher Mensch, wie Reitzei es war, von seinen Vorsätzen wieder absprang und zu Lind oder Beratinsky floh, um in einem neuen Abkommen Sicherheit zu suchen; denn wer konnte etwas beweisen, wenn die Drei ihre Unschuld behaupteten? Indessen bemerkte Calabressa sehr wohl, daß Reitzei nicht wußte, wieviel dem Rathe schon bekannt sein mochte. Außerdem hatte Reitzei einen bestimmten

Argwohn gegen Beratinsky. Sollte Verrath geübt werden, so war er offenbar entschlossen, selbst den Nutzen daraus zu ziehen.

Trotzdem verlor ihn Calabressa nicht eine Minute aus den Augen. Er nahm ihn mit sich in seine eigne Wohnung; versicherte ihn fortwährend, wie dankbar er ihm für seine Rettung sein müßte; er ließ ihn einen Brief an Lind schreiben, worin er sich für diesen und den folgenden Tag entschuldigte, und wies ihn darauf an, wie er sich in Neapel zu verhalten hätte. Diese Anweisungen waren übrigens ganz überflüssig, denn Calabressa wollte Herrn Reitzei durchaus nicht allein in Neapel eintreffen lassen.

Nach dem Mittagsmahl begaben sich die Beiden nach Reitzei's Wohnung, wo der Letztere einiges Wenige zur Reise zusammenpackte. Sodann gingen sie nach dem Bahnhof, da Calabressa den Andern davon überzeugte, daß es besser sei, sich so schnell als möglich von London zu entfernen. Der alte Albino sah, wie Reitzei seinen Platz in dem Zug nach Dover einnahm. und kehrte dann in den geschäftigen Lärm der Londoner Straßen zurück.

Der Tag war schön nach dem Regen, die Trottoirs waren weiß und trocken, und er hielt sich um der

Wärme willen in der Sonne. Aber er achtete nicht viel auf das, was er um sich sah oder hörte. Jetzt, wo dieser schnell gefaßte Plan vollen Erfolg versprach, konnte er die wahrscheinlichen Folgen seiner Handlungen überlegen; und wie gewöhnlich wandten seine ersten Gedanken sich zu Natalie. „Armes Kind — armes Kind!“ sprach er betrübt zu sich selbst. „Wie konnte sie wissen, wie dies enden mußte? Rettet sie das Leben ihres Geliebten, so erkauft sie es mit dem Leben des eigenen Vaters; das arme Kind! — muß ihr denn Unglück entgegentreten, wohin sie sich auch wendet?“

Auch regte sich eine Spur von Reue und Vorwürfen in seinem Herzen. Er hatte solchen Eifer bei Betreibung der Sache entwickelt; er war so begierig gewesen, sich dessen, was er übernommen, zur Zufriedenheit des Raths zu entledigen, daß er kaum bedacht hatte, wie sein Erfolg nothwendig das Verderben eines Mannes herbeiführen mußte, der wenigstens ein alter Kollege war. Ferdinand Lind und Calabressa waren zwar nie die besten Freunde gewesen; eine Zeit lang waren sie sogar Nebenbuhler; doch dies war im Lauf der Jahre vergessen worden, und jetzt blieb dem Letzteren nur die Erinnerung daran, daß er und Lind in alten Tagen Genossen gewesen waren.

„Vor siebzehn Jahren", dachte er, „verwirkte er dem Bunde sein Leben, und der Bund schenkte es ihm. Dies Mal wird er aber keine Gnade finden. Und wer soll Natalie und ihrem schönen muthigen Kinde die Nachricht überbringen? Oh, was wird sie sagen? Mein Gott, kann denn Niemand in dieser Welt glücklich sein?"

Er war sehr bekümmert, aber trotz seines Kummers blieb er fest. Er wollte daran nicht denken. Er rechtfertigte sich bei sich selber für das, was er gethan, und bemühte sich mit Befriedigung darauf zu blicken. Und sollten Lind und Beratinsky wirklich den Tod zu erleiden haben, hatten sie nicht jede Strafe verdient, die sie treffen mochte? Hatten sie nicht den Untergang eines unschuldigen Mannes beschlossen? Wäre es denn besser gewesen, daß Georg Brand einer schmählichen Verschwörung zum Opfer fiel? Fiat justitia! gleichviel auf welche Gefahr. Natalie mußte die Wahrheit ertragen. Besser, es litten die Schuldigen als die Unschuldigen. Und er, Calabressa, hatte keine Verantwortlichkeit zu fürchten. Er hatte dem Befehl des Rathes Folge geleistet, er hatte seine Pflicht gethan, das war genug.

Er zwang sich dazu, nicht an Natalie und an

das Entsetzen zu denken, das sie vor den Folgen ihres Bittgesuches empfinden mußte. Hier hatten Männer zu entscheiden: wenn das Gewissen der Frauen empfindlicher war, so ließ sich das nicht ändern. Calabressa wanderte immer schneller, als bemühte er sich einem Gedanken zu entgehen, der ihm folgte und ihn plagte. Hier und da bildete er sich ein, daß ihn ein Schaufenster anzog; manchmal pfiff er; er sang „Vado a Napoli in barchetta“ mit erzwungener Heiterkeit; er drehte seinen langen, weißen Schnurrbart und dann begab er sich nach Brands Wohnung.

Hier war er ebenfalls sehr aufgeräumt.

„Nun, mein lieber Monsieur Brand, heute habe ich freie Zeit; heute will ich mit Ihnen plaudern; gestern konnte ich nicht.“

„Leider,“ sagte Brand, „ist unsere Lage von gestern heute gerade umgekehrt. Denn hier ist ein Brief von Lind, der mich einladet, nach Lislestreet zu kommen. Es scheint, Reitzei hat auf's Land gehen müssen und eine Menge Briefe unerledigt hinterlassen.“

„Sie stehen also mit Lind auf gutem Fuß?“ unterbrach ihn Calabressa schnell.

„Ja wohl; warum denn nicht?“ entgegnete Brand und sah ihn groß an.

„Ich sage auch, warum nicht? Das ist vortrefflich. Sie haben also keine Zeit mit mir zu plaudern?" meinte Calabressa und sah gleichgültig den offenen Brief an.

„Sie können mir wenigstens etwas von Natalie und ihrer Mutter erzählen. Sind sie wohl? In welchem Hotel wohnen sie?"

Calabressa lachte.

„Ja, ja, mein lieber Monsieur Brand, Sie sagen: ‚Sind sie wohl?' Was Sie sagen wollen ist dies ‚Was hat sie nach Neapel geführt?' Bien, Sie haben Recht sich zu wundern. Sie sollen sich nicht lange mehr wundern. Ein wenig Geduld; Sie werden Etwas hören; seien Sie nicht überrascht. Und Sie haben vielleicht eine Antwort auf den Brief bereit, den ich Ihnen überbracht habe?"

„Sie kehren also nach Neapel zurück?"

„Heute Abend. Ich will Ihren Brief mitnehmen. Wenn Sie jetzt keine Zeit dazu haben, senden Sie ihn mir nach Charing Croß. Jetzt will ich gehen."

Calabressa stand auf, ließ sich aber dazu bewegen, sitzen zu bleiben.

„Ich sehe", sagte er lachend, „Sie haben etwas Zeit übrig von den beiden Wanderern Näheres zu

hören. Oh, sie wohnen in einem guten Hotel, versichere ich Sie; hübsche Zimmer, mit der Aussicht auf Capri, ganz nahe dem Castello dell' Ovo und unter ihren Fenstern sehen sie das Meer — ein reizender Anblick! Und die kleine Nataluschka, sie hat ihre gute Laune nicht verloren, sie sagt zu mir, ‚lieber Herr Calabressa, wollen Sie die Güte haben, mein Ritter zu sein?‘ Ich spreche zu ihr, ‚gegen die ganze Welt.‘ ‚Oh nein‘, erwiderte sie, ‚so stark braucht Ihr Schutz nicht zu sein. Nur gegen einen Menschen, der Korallen, Lava und dergleichen verkauft; ich mag ausgehen, wann ich will, so folgt er mir und drängt sich mir auf. Lieber Herr Calabressa, ich brauche keine Korallen und Geschmeide, und er ist zudringlicher, als alle Andern zusammengenommen; er läßt sich von den Kellnern im Hotel nicht abweisen.‘ Oh, ich versichere Sie, es würde Sie zum Lachen gebracht haben, zu sehen, wie ernst sie sich stellte! Ich sagte nichts. Was nutzt es auch einer Kleinigkeit wegen ernste Versprechungen zu machen? Als ich aber hinausging, traf ich den Herrn mit dem Korallen- und Lavaschmuck. ‚Freund‘, sprach ich, ‚ein Wort mit Ihnen. Hüpfen Sie weg und verschwinden Sie nach einem andern Hotel; Ihre Gegenwart ist hier nicht angenehm.‘ ‚Wer sind Sie?‘ fragte

er natürlich. ‚Gleichviel', sage ich, ‚aber wünschen Sie vielleicht des Schulmeisters Zuckerwerk zu kosten?' ‚Wer sind Sie?' sagt er wieder. Darauf nehme ich ihn bei'm Ohr und flüstere ihm etwas zu. Bei'm Blut des heiligen Peter, Monsieur Brand, Sie hätten es hören sollen, wie schnell er seinen Kasten zuschlug, und hätten es sehen sollen, wie eilig er sich auf die Strümpfe machte! Ich sage Ihnen, der ernst blickende Schelm, die Nataluschka, die mit alten Leuten, wie ich bin, ihren Spaß treibt, soll nicht mehr belästigt werden mit Halsbändern und Krystallen!"

„Sie ist also ganz vergnügt und munter?" sagte Brand verwundert.

„Bisweilen," antwortete Calabressa ernster. „Man kann nicht immer sorgenvoll sein; manchmal hofft man; dann hebt sich der Muth; die Augen lachen. Sie zum Beispiel, scheinen doch nicht sehr niedergeschlagen zu sein?"

Brand mied seinen forschenden Blick und sagte bloß:

„Man muß die Dinge nehmen, wie man sie findet. Es hilft nichts, zu murren."

Calabressa stand jetzt auf und nahm seine Mütze. Dann legte er sie wieder auf den Tisch.

„Noch einen Moment, ehe ich gehe, mein lieber Monsieur Brand. Ich sagte Ihnen, Sie sollten sich darauf gefaßt machen, Neues zu erfahren. Vielleicht verstehen Sie mich nicht. Soll ich Ihnen etwas zeigen, das Ihrem Verständniß zu Hülfe kommt? Sehen Sie hier, es ist nur ein kleines Kunststück; aber es mag Ihnen das Verständniß erleichtern, wenn Sie die Nachricht empfangen."

Er nahm aus der Tasche ein Stück weißes Papier in Quadratform, auf dem nichts zu sehen war. Er legte es auf den Tisch und holte ein rothes Bleistift heraus.

„Darf ich Sie bitten, mein lieber Freund, mir eine kleine Scheere zu geben?"

Brand ging nach einem seitwärts stehenden Schreibpult und brachte ihm die Scheere, dachte dabei aber kaum an Calabressa, denn seine Gedanken beschäftigten sich mit der Botschaft, die er nach Neapel schicken wollte.

Calabressa schnitt langsam und sorgfältig das Stück Papier in vier quadratische Theile und faltete dieselben dann zusammen. Brand schaute ihm zwar zu, aber mit nur geringer Aufmerksamkeit, und so entging es ihm, daß sein Gefährte drei dieser Stücke mit der

unteren Seite nach innen, das vierte aber mit der oberen Seite einwärts zusammengelegt hatte, und daß die Ecken des letzteren in anderer Richtung lagen als die der drei übrigen.

„Nun, Mr. Brand," sagte Calabressa ruhig, „wenn man ein Loos ziehen wollte, was gäbe es Einfacheres, als dies? Ich nehme eins dieser Stücke — Sie sehen es steht nichts darauf — ich zeichne ein rothes Kreuz mit meinem Bleistift hinein; da, nun wird es wieder zusammengefaltet, und ich lege sie alle in meine Mütze."

„Genug, Calabressa," sagte Brand ungeduldig. „Sie haben mich schon genug gefragt. Wir haben schon zu viel darüber gesprochen."

„Ich bitte um Verzeihung mein lieber Freund, das ist nicht der Fall," sagte Calabressa höflich. „Die Hauptsache kommt erst. Ziehen Sie eins von den Stücken Papier."

Brand wandte sich ab.

„Ich möchte auch in Gedanken die Sache nicht noch ein Mal durchmachen, sage ich Ihnen; ich habe genug davon gehabt; lassen Sie die Geschichte ruhen."

„Sie darf nicht ruhen. Ich bitte Sie — mein Freund — ich bestehe darauf."

Er hielt ihm die Mütze hin; Brand, um ihn los zu werden, zog eins der Papiere und warf es auf den Tisch. Calabressa nahm es auf, öffnete es und zeigte ihm das rothe Kreuz.

„Ja, Sie sind wieder unglücklich, mein lieber Monsieur Brand. Das Schicksal verfolgt Sie, nicht wahr? Aber warten Sie einen Augenblick. Wollen Sie die andern drei Stücke Papier öffnen?"

Als Brand die Geduld zu verlieren schien, nahm Calabressa selbst sie heraus und öffnete sie einzeln vor seinen Augen. Auf jedem war dasselbe rothe Kreuz.

Jetzt war Brand nicht mehr gleichgültig.

„Was wollen Sie damit sagen, Calabressa?" rief er schnell.

„Weiter nichts," entgegnete der Andere und sah ihn dabei an, „als dies, daß man ein Kunststück ausführen könnte, bei dem Ihnen nicht viel Aussicht bliebe, der Gefahr zu entgehen."

Brand ergriff ihn am Arm.

„Wollen Sie sagen, daß diese andern —" Er konnte den Satz nicht vollenden. Sein Gehirn war in Aufruhr; war das der Grund, weshalb Natalie ihm die seltsame Mahnung geschickt hatte, daß er hoffen sollte?

Calabressa machte sich von ihm los, nahm seine Mütze und sagte:

„Ich kann Ihnen nichts mittheilen, mein theurer Freund — nichts. Meine Lippen sind für jetzt versiegelt. Aber man darf Ihnen doch ein gewöhnliches Kunststückchen vormachen?“

„Aber Sie müssen mir sagen, was Sie meinen,“ sagte Brand athemlos und mit blassem Gesicht. „Sie vermuthen, es sei ein Spiel mit mir getrieben worden. Sind Sie deshalb von Neapel gekommen? Was wissen Sie? Was wird geschehen? Um Gotteswillen, Calabressa, verbergen Sie mir nicht die Wahrheit. Was wissen Sie, was vermuthen Sie, was haben Sie gehört?“

„Mein lieber Freund,“ sprach Calabressa mit einiger Besorgniß in seinem Ton, „vielleicht bin ich vorschnell gewesen. Ich weiß nichts: was kann ich wissen? Aber ich zeige Ihnen ein Kunststück, wenn auch nur, um Sie auf eine Neuigkeit vorzubereiten, und Sie halten dasselbe für sehr ernst. Oh, nein, seien Sie nicht zu hoffnungsvoll, halten Sie es nicht für ernst, halten Sie es für ein thörichtes Kunststück.“

Und trotz aller Bemühungen von Seiten Brands eine bestimmte Erklärung aus ihm herauszubringen,

gelang es Calabressa, mit dem Versprechen fort zu kommen, daß er Natalie jede Botschaft überbringen wollte, die Brand ihm im Lauf des Abends zuschicken würde. Brand selbst mußte jetzt nach Lislestreet gehen und hatte somit an andere Dinge zu denken, als an müßige Mystifikationen.

Denn dafür hielt er schließlich die Sache. Calabressa liebte die Geheimthuerei und war voller phantastischer, seltsamer Einfälle; er hätte, sagte sich Brand, mit der Vorstellung gespielt, Brand könnte durch Betrug seinen Auftrag erhalten haben, und es wäre ihm gelungen zu ersinnen, auf welche Weise ein solcher Anschlag ausgeführt werden konnte. Etwas schlimmes an der Sache wäre nur dann, wenn er etwa damit eitle Hoffnungen in Natalie erweckt hätte. War dies vielleicht der Grund ihrer Botschaft? Mitten in dieser verwirrenden Ungewißheit setzte sich Brand an die von Reitzei unvollendete Arbeit und fand, daß Ferdinand Lind ein so freundlicher und liebenswürdiger Kollege wie immer war.

Aber einige Tage danach, spät am Abend, überraschte ihn eine plötzliche Aufforderung, nach Lislestreet zurückzukommen, nachdem er im Laufe des Nachmittags nach Hause gegangen war.

Er fand Lind so ruhig und gefaßt wie gewöhnlich, obwohl er in hartem, trockenem Tone sprach. Lind sagte ihm, daß er selbst und Beratinsky im Begriff wären, London für einige Zeit zu verlassen, und daß der Rath den Wunsch ausspräche, Brand möchte die Geschäfte in Lislestreet während ihrer Abwesenheit so gut er könnte weiter führen, und zu seinem Beistand sollte er diejenigen Beamten des Bundes auffordern, die er haben wollte. Er verlangte keine Erklärungen und Lind gab ihm keine. Des Mannes Gesicht zeigte einen ungewöhnlichen Ausdruck.

Brand richtete sich daher in Lislestreet ein und führte die Geschäfte mit Hülfe von Gathorne Edwards und einigen Andern so gut er konnte. Keiner von ihnen wußte etwas von dem, was vorgefallen, oder was im Werke war. Kein Wort kam von Calabressa, oder von Lind, oder dem Rathe, oder von sonst Jemand. Tag für Tag arbeitete Brand geduldig, wiewohl ohne Interesse. Seine Thätigkeit hatte für ihn nur das Angenehme, daß sie ihn einstweilen daran verhinderte, an das Schreckliche zu denken, das ihm bevorstand.

Als endlich Nachrichten kamen, waren sie plötzlich und erschütternd.

Eines Abends waren er und Edwards in der

Wohnung in Lislestreet allein, als ein Brief anlangte. Er öffnete ihn gleichgültig, fing an zu lesen und stieß dann einen Schrei aus; wie er weiter las, bemerkte Edwards, daß sein Gefährte todtenblaß war. „Großer Gott! — Edwards — lesen Sie!“ sagte er athemlos, und ließ den Brief auf den Tisch fallen. Keine milde Freude über seine eigene Rettung lag auf seinem Gesicht; vielmehr malte sich Schrecken darauf; nicht an sich selbst dachte er, sondern an die Qual Nataliens, wenn sie ihres Vaters Verurtheilung vernehmen würde.

„Nun, das ist eine sehr gute Nachricht, Brand“, rief Edwards. „Sie sind diese Sache los.“

Aber dann las er weiter, und auch er wurde aufgeregt.

„Wie? was soll das heißen? Lind, Beratinsky, Reitzei des Verraths angeklagt, und des Mißbrauchs der ihnen als Beamten des Bundes anvertrauten Gewalt — Reitzei freigesprochen, weil er die Anzeige gemacht — Lind und Beratinsky verurtheilt!“

Edwards sah seinen Gefährten verstört an und sagte:

„Sie wissen, welche Strafe darauf steht, Brand.“

Der Andere nickte. Edwards begann wieder zu lesen und der Ton seiner Stimme verrieth seine Verwunderung und seinen Schrecken.

„Beratinsky hat die Wahl, entweder das Geschäft zu übernehmen, von dem Sie befreit sind — er nimmt es an — es ist wohl die einzige Möglichkeit, die ihm bleibt, armer Teufel! Und welche Aussicht gewährt ihm dies!“ Er legte den Brief wieder auf den Tisch. „Was ist denn Alles vorgefallen, Brand!“

Brand antwortete nicht. Er war aufgesprungen und stand da, wie Einer, der in Ketten geschlossen ist; Schmerz und unendliches Mitleid sprachen aus seinen Zügen.

„Warum ist Natalie nicht hier?“ sagte er; und es war seltsam, daß zwei so verschiedene Männer, als Brand und Calabressa es waren, in einer solchen Krisis denselben Gedanken hatten. Das Leben und Schicksal von Männern war nichts; das Herz eines Mädchens lag ihnen im Sinn. „Sie werden ihr sagen — irgend Einer da drüben — Sie werden ihr plötzlich sagen, daß ihr Vater zum Tode verurtheilt ist. Warum muß sie gerade jetzt unter Fremden sein?“

Er zog schnell seine Uhr heraus, aber schon lange war der Postzug nach Dover abgegangen. In diesem Augenblick wurde unten geschellt. Er fuhr zusammen.

Es war sehr ungewöhnlich, daß sie um diese Stunde einen Besuch erhalten sollten.

„Es ist nur der betrunkene Narr, der Kirski,“ sagte Edwards. „Ich sagte ihm, er solle heute Abend herkommen.“

Kapitel V.

Das Verhör.

Es war eine dunkle, nasse und kalte Nacht, als Calabressa sich vom Landungsplatz auf den kleinen Kanaldampfer begab, der dort stark schaukelnd vor Anker lag. Die meisten der Passagiere, die schon auf Deck waren, hatten leewärts von den Deckkajüten Platz genommen und saßen dort, in allerhand Tücher und Decken eingehüllt. Anfangs verzweifelte er fast daran, Reitzei aufzufinden; aber endlich gelang es ihm, ihn zu entdecken, und nun hatte er diesem besonderen Bündel von Decken auseinanderzusetzen, daß er seinen Entschluß geändert und zugleich mit ihm nach Neapel reisen wollte.

Die See war unruhig und beide litten darunter, mit dem Unterschied, daß, sobald sie das ruhige Wasser

des Hafens von Calais erreichten, Calabressa sich sofort erholte, wogegen Reitzei fast leblos in seinen Tüchern eingewickelt blieb und des Beistands bedurfte, als er die steile Landungsbrücke hinauf in den Lichterglanz am Lande geschoben wurde. Sobald er darauf in ein Coupé der Eisenbahn gelangt war, wickelte er sich in einer Ecke zusammen und suchte seine Leiden im Schlaf zu vergessen.

Calabressa wanderte auf dem Perron hin und her. Endlich ertönte das Horn und er war im Begriff in das Coupé zu steigen, als eine Dame vor ihm in denselben Platz nehmen wollte.

„Ich bitte um Verzeihung, Madame,“ sagte er höflich, „aber es ist ein Wagen für Raucher.“

„Und wenn man zu rauchen wünscht, so darf man es doch?“ entgegnete die Fremde munter.

Calabressa hielt ihr sofort die Thür auf und folgte. Die Drei hatten das Coupé für sich.

Sie war eine junge Dame, hübsch, groß, mit frischen Farben, feurigen braunen Augen, und einem heiteren Lächeln, das glänzende Zähne zeigte. Calabressa, der ihr gegenüber saß, schloß aus der Anzahl von rothledernen Taschen, die sich bei sie hatte, und aus der Menge von Schmucksachen, die sie an sich trug, und die meist aus polirtem Stahl oder Silber gefertigt

waren, daß sie eine Oesterreicherin sei. Sie öffnete ein kleines Schildpattetui, holte eine Cigarette heraus und nahm anmuthig das Feuer an, das Calabressa ihr bot. Der Zug war jetzt abgefahren und donnerte in die Nacht hinaus.

Die junge Dame war sehr offen und redselig; sie sprach mit ihrem Gefährten gegenüber — Reitzei schlief fest — über viele Dinge, und zündete sich eine Cigarette nach der andern an. Sie redete von ihrem Gatten und klagte darüber, daß er eines Andern Streit auszufechten hätte. Warum konnten nicht die Damen, äußerte sie, die an die Tische in Monte Carlo herantraten, ihre ruhige Haltung bewahrten, so daß nicht eine vollkommen neutrale dritte Person aufgefordert werden müßte, sich um eine von ihnen zu schlagen?

„Sie wollen also zu ihm gehen, Madame?“ fragte Calabressa.

„Durchaus nicht“, entgegnete sie lachend. „Ich habe meine besonderen Geschäfte.“

Nach einer Weile sprach sie mit zufriedenem Lächeln:

„Mein werther Herr, ich hoffe, ich hindere Sie nicht am Schlafen. Sie zerbrechen sich den Kopf meinetwegen. Sie glauben, Sie haben mich früher

schon einmal gesehen, können sich aber nicht besinnen, wo."

„Darin haben Sie vollkommen Recht, Madame."

„Denken Sie an vorgestern. Sie fuhren im Dampfer über den Kanal. Sie waren so freundlich, einer Dame am Bord den Rath zu geben, daß es sicherer für sie wäre, wenn sie sich im Mittelpunkt des Schiffes aufhielte."

Er sah sie schärfer an. Konnte dies dieselbe junge Dame sein, die am Tage, wo er überfuhr, hinten am Stern des Dampfers saß, deren braunes Haar im Wind flatterte, deren weiße Zähne glänzten, während sie mit den Matrosen lachte und scherzte, deren Augen voll Leben und Lustigkeit waren, während sie auf und nieder schwebte? Calabressa hatte, bevor sein Seeleiden ihn überfiel, den Muth gehabt, hinzugehen, der jungen Dame Vorstellungen zu machen, und ihr zu sagen, sie würde in der Mitte des Bootes sich behaglicher fühlen; sie hatte ihm lachend erwidert, sie sei eines Seemanns Tochter und fürchtete die See nicht. Diese hübsche, junge Dame ihm gegenüber lachte allerdings wie jene Andere — aber dennoch?

„Oh", sagte sie, „setze ich Sie durch einen so einfachen Umstand in Verlegenheit? Mein Haar war vor-

gestern braun; heut ist es schwarz; ist die Verkleidung genügend? Pardieu, als ich dieselbe Nacht in London ein Café chantant besuchte, um eine unsinnige Vorstellung anzusehen — bah! nie in meinem Leben habe ich so albernem Unsinn zugeschaut — ging ich als Mann verkleidet. Nur aus Spaß, denn in London bedarf man keiner Verkleidung."

Calabressa wurde immer verlegener; sie bemerkte es und ihre Heiterkeit nahm zu.

„Nun, mein Freund," lachte sie, „Sie können nicht leugnen, daß Sie auch ein politischer Charakter sind."

„Ich, Madame?" erwiderte er, mit aufrichtiger Unschuld.

„Ja wohl. Und Sie stehen doch auf Seiten der großen Bataillone?"

„Ich erkläre Ihnen, Madame —"

Sie blickte nach Reitzei hinüber.

„Ihr Freund schläft fest. Soll ich Ihnen eine Mittheilung machen? Sie sprachen, als Sie ans Land stiegen, mit einem Mann in einem großen Mantel, der eine Laterne hatte."

„Madame, ich bitte Sie!" rief er leise und blickte ebenfalls zu Reitzei hinüber.

„Wie?“ sagte sie lachend. „Sie haben also die Ehre, meinen alten Freund Biard zu kennen? Der Schelm, eine solche Stelle anzunehmen! O, ich glaube, mein Gatte würde offener mit Ihnen reden können; ich muß mich auf's Rathen legen.“

„Sie sind etwas indiskret, Madame,“ entgegnete Calabressa kalt.

„Ich? indiskret?“ sprach sie und strich die Asche ihrer Cigarette mit einem Finger der kleinen behandschuhten Hand ab. Darauf fuhr sie mit angenommener Ernsthaftigkeit fort: „Wie kann man indiskret sein gegen einen Freund des guten Biard? Nun, ich will Ihnen mit dem Beispiel der Aufrichtigkeit vorangehen. Mein Gatte ist gegangen, um ein Duell auszufechten, wie ich Ihnen schon sagte; ja, aber sein Gegner ist ein Petersburger General, der zur dritten Sektion gehört. Sie sollten keine Russen in Monte Carlo spielen lassen; es ist dort leicht in Streit mit ihnen zu gerathen. Und nun, was mich selbst anbetrifft. Sie wünschen zu wissen, was ich bin und was ich vorhabe. Oh, ich sehe es, Monsieur. Nun, dies Mal will ich diskret sein. Aber wenn Sie im Lauf einiger Wochen von Etwas hören, wenn die ganze Welt davon zu reden beginnt und wenn Sie sagen, ‚Nun,

die Frau hatte Courage', dann mögen Sie sich an unsere Unterhaltung in der Nacht erinnern. Wir müssen in der Nähe von Amiens sein, wie?"

Sie nahm aus ihrer Reisetasche einen kleinen Apparat zum Bespritzen mit Eau de Cologne und feuchtete damit ihre Stirn, entfernte dann die Tropfen mit einem weichen, weißen Schwamm und glättete ihr rebellisches schwarzes Haar. Darauf holte sie eine kleine Flasche und einen silbernen Becher hervor.

„Erlauben Sie mir, Monsieur, Ihnen ein bischen Cognac nach so vielen Cigaretten zu geben. Ich fürchte, Sie haben nur geraucht, um mir Gesellschaft zu leisten."

„Tausend Dank, Madame," sagte Calabressa, der es ihr nicht abschlug. Sie selbst nahm keinen; sie hatte in der That gerade nur noch Zeit, ihre Sachen zusammen zu suchen, als der Zug in die Station Amiens einlief. Ihrem verwirrten und bezauberten Gefährten ein sehr höfliches Lebewohl bietend, stieg sie aus und verschwand.

Calabressa schlief selbst bald ein und wachte erst in der Nähe von Paris wieder auf. Inzwischen hatte das Bündel Decken in der Ecke Lebenszeichen von sich gegeben.

„Nun, Freund Reitzei, Sie haben einen gesunden Schlaf gethan,“ sprach Calabressa, gähnend und die Arme streckend.

„Ich habe etwas geschlafen.“

„Sie haben die ganze Nacht geschlafen — was thut's? Was wissen Sie zum Beispiel von der jungen Dame, die im Wagen war?“

„Ich sah sie hereinkommen,“ sprach Reitzei gleichgültig. „Und ich hörte sie ein paar Mal reden. Wer war sie?“

„Da stellen Sie mir eine hübsche Frage. Meine Ueberzeugung ist, daß sie entweder eine von jenen wahnsinnigen Nihilistinnen oder der Teufel selbst in einer neuen Gestalt war. Wenigstens hatte sie guten Cognac.“

„Ich möchte wohl etwas guten Kaffee haben, Signor Calabressa, und Sie?“

„Ich würde ihn nicht ablehnen.“

Auf der ganzen Reise nach Neapel redeten Calabressa und sein Begleiter mehr von den gewöhnlichen Vorfällen und Bedürfnissen, als von den ernsteren Dingen, die ihnen bevorstanden. Calabressa besonders verharrte bei diesem Ton. Er liebte es nicht vorwärts zu schauen. Er hielt immer dies fest, daß er einfach

der Agent des Raths wäre und nur die Befehle desselben ausführte; die Folgen mochten Andere tragen. Er hatte seinen Auftrag erfüllt; er hatte sich die genügenden Beweise des geargwöhnten Betruges verschafft; wenn Missethäter von der Strafe ereilt würden, war er dafür verantwortlich? Fiat justitia! — wiederholte er bei sich. Er war nur dem Rath Rechenschaft schuldig. Er hatte seine Pflicht gethan.

Von Zeit zu Zeit jedoch und namentlich wenn sie des Nachts reisten, und er wach war, befiel ihm eine quälende Furcht. Wie sollte er vor den zwei Frauen in Neapel erscheinen? Seine alte Freundin Natalie Berezolyi hatte schlimmes Unrecht erfahren, und hatte lange Jahre hindurch schwer gelitten, aber eine Frau vergißt viel, wenn ihr Gatte sterben soll. Und die Tochter? Lind hatte dieses Mädchen immer liebreich behandelt, er und sie waren ihr Leben lang treue Gefährten gewesen, und was kürzlich vorgefallen war, würde sicherlich vergessen werden in dem Entsetzen, welches sie ergreifen mußte, sobald sie erfuhr, daß ihre Bitte an den Rath ihres Vaters Tod bewirkt hatte. Und Calabressa selbst, wie sollte er sich vertheidigen? Durch seine Vermittlung hatte sie die unbekannte Macht angerufen. Sein Rath hatte sie nach Neapel geführt.

Er war unmittelbar das Werkzeug, welches dieses tragische Ende herbeiführte.

Er wollte nicht daran denken. An den verschiedenen Orten, wo sie Halt machten, suchte er Zerstreuung in Speise und Trank, und dann feilschte er heftig bei Bezahlung der Hotelrechnungen. Daneben las er vom Morgen bis zum Abend zahllose kleine, alberne Zeitungen. Und durch sein unaufhörliches Rauchen machte er Reitzei fast blind. Endlich erreichten sie Neapel.

Eine Stunde nach ihrer Ankunft befand sich Calabressa allein in Tommaso's Weinkeller und plauderte mit dem düstern Besitzer desselben. Eine Glocke ertönte, schwach und gedämpft, in der Ferne; er schritt in den hintern Theil des Gewölbes und zündete ein Licht an, das Tommaso ihm reichte; dann verfolgte er eine Art von unterirdischem Gang. Am Ende dieses langen Corridors fing er an in die Höhe zu gehen, kam dann zu einigen Stufen, und fand sich schließlich auf einer gewöhnlichen Treppe. Tageslicht umgab ihn, und vor sich sah er zwei Thüren, die beide geschlossen waren.

Nachdem er drei Mal geklopft, öffnete er eine dieser Thüren und trat in ein großes, leeres Zimmer,

in welchem drei Männer an einem Tisch saßen, der mit Papieren bedeckt war. Einer von ihnen, von Zoesch, erhob sich.

„Das ist gut; das ist sehr gut zu Ende geführt,“ sagte er zu den beiden Andern. „Es ist ein gutes Stück Arbeit. Jetzt kommt diese englische Angelegenheit und der Bericht unseres verschlagenen Freundes Calabressa. Was giebt es Calabressa? Wir erhielten Ihr Telegramm; wir haben nach Lind und Beratinsky geschickt; was weiter?“

„Excellenz, ich habe Ihren Auftrag, wie ich hoffe, mit Verstand ausgeführt,“ sagte Calabressa, die Mütze in der Hand haltend. „Ich glaube, es ist klar, daß dem Engländer die Verpflichtung, die er übernahm, durch betrügliche Mittel zugeschoben wurde.“

„Es ist zu bedauern, wenn dem so ist; es wird uns noch mehr Mühe kosten und wir haben eben jetzt an Anderes zu denken.“ Dann setzte er leichthin hinzu: „Aber es wird Ihrer jungen Freundin Vergnügen bereiten, Calabressa.“

„Excellenz vergessen, daß die Dame nicht große Befriedigung finden wird, wenn sie hört, daß ihr Vater an dem Verrath theilgenommen,“ sagte Calabressa unterwürfig.

„Warum nicht?“ antwortete der ehrliche Kriegsmann. „Jedoch zur Sache, Calabressa. Was haben Sie entdeckt? Welche Beweise bringen Sie?“

„Ich habe keine, Excellenz. Aber ich habe Einen von den Vier mitgebracht, die unter sich gelooſt haben und er iſt bereit zu bekennen. Warum iſt er bereit zu bekennen?“ ſagte Calabreſſa mit triumphirendem Lächeln. „Weil er glaubt, die Herren vom Rath wüßten bereits Alles.“

„Und Sie haben den armen Teufel ohne Zweifel eingeſchüchtert,“ ſagte von Zoeſch lachend.

„Im Gegentheil, ich habe ihm verſichert, daß ihm verziehen werden würde,“ ſagte Calabreſſa ernſt. „So lautete meine Vollmacht, Excellenz. Ich habe mein Ehrenwort verpfändet.“

„O, ja wohl. Aber wollen Sie uns gegenüber wirklich behaupten, mein guter Calabreſſa,“ ſprach der hochgewachſene Mann noch ernſter, „daß Sie den Beweis haben, die Drei, Lind, Beratinsky und Reitzei, hätten ſich mit einander verabredet, den Engländer zu betrügen? Lind doch wohl nicht? Vielleicht die beiden Andern?“

„Excellenz, es iſt Ihre Sache, die Angelegenheit zu unterſuchen und zu entſcheiden. Ich will Ihnen

erzählen, wie ich gehandelt habe. Ich ging zu dem Engländer und ließ mir das Vorgefallene genau mittheilen. Daraus schöpfte ich meine Vermuthungen, meine Theorie. Sodann begab ich mich zu Reitzei und ließ den Wink fallen, daß Alles bekannt wäre, und fürwahr, er dachte keinen Augenblick daran, etwas abzuleugnen, so in Furcht war er. Aber vergessen Sie nicht, Excellenz, ich weiß nichts. Ich kann Ihnen die Erzählung des Engländers wiedergeben; wenn Sie dann die Reitzei's hören und die beiden stimmen überein, so ist das ein guter Beweis, daß Reitzei in seinem Bekenntniß nicht lügt. Ihre Sache ist es, ihn zu prüfen."

„Nein, meine Sache ist das nicht," sagte der Soldat und wandte sich an seine zwei Genossen. Einer war der Sekretär Granaglia, der Andere war ein breitschultriger, ältlicher Mann, mit ausnehmend schönen Gesichtszügen von dem modernen griechischen Typus, einer blassen, wachsgleichen Farbe und gedankenvollen, unerforschlichen Augen. „Bruder Conventz, ich ziehe mich von dieser Sache zurück. Ich lasse sie in den Händen des Rathes, denn einer der Angeklagten war in früheren Tagen mein Freund, und es ist nicht recht, daß ich mich einmische."

„Und ich ebenfalls, Excellenz,“ sagte Calabressa schnell. „Ich habe meinen Auftrag erfüllt; darf ich mich nicht auch zurückziehen?“

„Bruder Granaglia wird Ihren Bericht niederschreiben; dann sind Sie frei, mein Calabressa. Aber Sie werden die Vorladung des Rathes Ihrem Freund Reitzei überbringen; ich glaube, man wird ihn verhören müssen, bevor die Andern ankommen.“

So kam es, daß weder General von Zoesch noch Calabressa zugegen waren, als das Verhör, wenn man es so nennen darf, stattfand.

In demselben großen, leeren Raum saßen sieben Mitglieder des Rathes am Tisch, Bruder Conventz führte den Vorsitz, der Sekretär Granaglia schrieb das Protokoll. Ferdinand Lind und Beratinsky standen zwischen ihnen und der Wand, theilnahmslos und gefaßt. Reitzei befand sich dem Fenster näher, bleich und unruhig; seine Augen schweiften im Zimmer umher, mieden aber die Stelle, wo seine ehemaligen Collegen standen.

Der Vorsitzende setzte in Kürze die Anklage gegen sie auseinander und las Reitzei's Bericht über den Theil, den er an dem Vorgang genommen. Er fragte, ob sie etwas abzuleugnen oder zu erklären hätten.

Beratinsy sprach zuerst.

„Erlauchte Brüder vom Rath," begann er, als wollte er eine vorbereitete Rede halten; aber die Farbe wich plötzlich aus seinem Gesicht; er hielt inne und schaute sich hülflos um. Dann sprach er ungestüm: „Ich erkläre, daß ich unschuldig bin! Ich hätte nie daran gedacht. Es war Linds Einfall; er wünschte den Menschen los zu werden; ich erkläre, ich hatte Nichts dabei zu gewinnen. Meine Herren, urtheilen Sie selbst, was hatte ich dabei zu gewinnen?"

Er schaute von Einem zum Andern; die ernsten Gesichter blickten meist auf Granaglia, der langsam und sorgfältig die Worte niederschrieb.

Darauf sprach Lind, kalt und klar —

„Ich habe Nichts zu leugnen. Was ich that, geschah zum Besten des Bundes. Mein Lohn für lange Dienste ist der, daß ich wie ein Taschendieb hier her geschleppt werde. Es geschieht zum zweiten Mal; es wird das letzte Mal sein. Die Arbeit meines Lebens ist jetzt gethan. Sie können die Früchte derselben ernten. Thuen Sie mit mir, was Sie wollen."

Der Vorsitzende erhob sich.

„Die Herren können sich jetzt zurückziehen; die Ent-

scheidung des Raths wird ihnen später mitgetheilt werden.“

Eine Glocke ertönte, Tommaso erschien; Lind und Beratinsky wurden die Treppe hinunter und den dunklen Gang entlang geführt. In wenigen Sekunden kehrte Tommaso zurück, und that das Nämliche mit Reitzei.

Die Berathung der Versammlung dauerte nur kurze Zeit. Die Schuld der Angeklagten lag zu Tage, und klar und bestimmt war die Strafe, welche die Bundesartikel vorschrieben. In Rücksicht des Umstandes, daß Beratinsky von Lind verführt war, ward beschlossen, ihn zu Uebernahme der Verpflichtung zu begnadigen, von der Brand entbunden wurde. Dies gewährte ihm allerdings nur geringe Aussicht auf Rettung, aber Beratinsky war in einer verzweifelten Lage. Denselben Abend nahm er an, und der Sekretär Granaglia wurde sofort beauftragt, das Resultat der Verhandlungen nach England zu melden, und weitere Instruktionen über die fernere Leitung der Geschäfte daselbst zu ertheilen.

Der Sekretär Granaglia entledigte sich seines Auftrages mit seiner gewöhnlichen Ruhe. Er war eine bloße Maschine, welche die Beschlüsse des Rathes ver=

zeichnete; ihm war das Schicksal Ferdinand Linds völlig gleichgültig; ja, er hatte selbst das Vorhandensein der beiden Frauen vergessen, die geduldig Tag für Tag bald hoffend, bald fürchtend der Kunde dessen warteten, was sich zugetragen.

Kapitel VI.

Auf die Probe gestellt.

In der Krisis, in der sich Georg Brand befand, war es nicht zu verwundern, daß er den Mann Kirski nicht sehr beachtete, der jetzt ins Zimmer trat. Er überließ es Edwards mit ihm zu verhandeln. Auch verstand er ja nicht ein Wort von dem, was sie mit einander sprachen, und hätte sich Alles müssen von Edwards übersetzen lassen, was sehr ermüdend ist. Er hatte an Anderes zu denken.

Edwards war nach der seltsamen Nachricht, die er so eben gehört, etwas aufgeregt und wurde ärgerlich und ungeduldig, als er sah, daß Kirski wieder in Folge des Trinkens sich in einem kaum zurechnungsfähigen Zustand befand.

„Dachte ich mir's doch!“ rief er und sah dabei so böse aus, als das milde Gelehrtengesicht es zuließ. „Deshalb waren Sie also nicht im Laden, als ich heute vorsprach? Was fällt Ihnen denn ein, Kirski? Was ist aus Ihren Versprechungen geworden?“

„Väterchen, ich bin in großer Noth,“ sagte der Mann demüthig.

„Sie — in Noth?“ rief Edwards zornig. „Sie wissen ja gar nicht, was Noth ist. Sie haben Alles in der Welt, was Sie nur wünschen können. Sie besitzen gute Freunde; Sie haben so viel Beschäftigung als Sie haben wollen, guten Lohn und eine behagliche Häuslichkeit. Wenn Ihre Frau Ihnen weglief, sollten Sie nicht froh sein, daß Sie sie los sind? Anstatt aber Ihrer Arbeit nachzugehen, wie einem guten Bürger zukommt, denken Sie an nichts als daran, wie Sie einen Mann umbringen können, der so weit von Ihnen entfernt lebt, wie der Mann im Monde, und dazu ergeben Sie sich dann noch dem Trunk und fallen damit Jedem zur Last.“

„Väterchen, ich habe viel Noth — und ich wünsche meine Noth zu vergessen.“

„Ihre Noth!“ sagte Edwards — obwohl sein Zorn halb erkünstelt war und er den Mann nur ein-

schüchtern wollte, um ihn auf bessere Gedanken zu bringen. „Worin besteht denn Ihre Noth? Denken Sie doch nur an die schöne junge Dame, von der Sie immer reden, die thörichter Weise ein gewisses Interesse an Ihnen nimmt; denken Sie doch an die Noth, in der sie sich jetzt befindet, nachdem sie erfahren, daß ihr Vater sterben muß! Und weshalb? Weil er den Gesetzen des Bundes nicht gehorcht hat. Dafür wird er mit dem Tode bestraft; und Sie, sind Sie denn gehorsam gewesen? Was ist denn aus den Versprechungen geworden, die Sie mir gegeben haben?"

Der Mann schien sich in diesem Augenblick zusammen zu nehmen. Er entgegnete nichts auf die Vorwürfe, die ihm gemacht wurden, sondern sagte mit einem lebhaften Glanz in seinen tief liegenden Augen:

„Ist sie in großer Noth, Väterchen?"

Dieses Aufleuchten von Verständniß bei dem Mann erschreckte Edwards. Er hatte nur einen halb trunkenen armen Teufel ausschelten wollen, und nicht bedacht, was er sprach. Er setzte deshalb mit größerer Vorsicht hinzu:

„Würde es ihre Noth mildern, wenn Sie von Ihrem Betragen hörte? Sie nahm Theil an Ihnen, sie hat oft nach Ihnen gefragt."

„Ja, ja," sprach der Mann langsam und drehte die Mütze, die er in der Hand hielt, herum.

„Sie hat Ihnen ihr Bild gegeben. Nun, Sie haben wenigstens eingesehen, daß Sie nicht verdienten, die Gabe zu behalten. Eine solche junge Dame kann nicht wünschen, daß man ihr Bild mit in die Schenke nimmt."

„Nichts weiter — sagen Sie nichts weiter, Väterchen," sprach Kirski, obwohl immer in derselben demüthigen Weise. „Es ist überflüssig."

„Ueberflüssig?"

„Ich will nie wieder in eine Schenke gehen!"

„Dasselbe haben Sie mir vor vier Tagen gesagt!"

„Dies Mal ist es wahr. Morgen will ich das Bild zurückholen, Väterchen; es soll bei mir bleiben, in meinem Zimmer. Ich gehe nicht mehr in die Schenke; meinetwegen soll Keiner mehr Sorge haben." Darauf erhob er schüchtern seine Augen und fragte: „Weint sie — der schöne Engel?"

„Gewiß. Ist es nicht natürlich? Aber Sie dürfen darüber nicht sprechen; es ist ein Geheimniß; denken Sie darüber nach und bedenken Sie, was der Mensch in dieser Welt zu leiden hat, und dann fragen Sie sich, ob Sie die Sorge eines Mädchens vermehren

wollen, die so freundlich gegen Sie gewesen. Verstehe ich Sie denn auch recht? Ist es dies Mal ein festes Versprechen, das Sie mir geben?"

„Dies Mal, ja, Väterchen. Sie sollen sich über mich nicht mehr zu beklagen haben. Ich will Niemandes Sorge vermehren. Morgen — nein, heute Nacht, hole ich das Bild zurück; es ist ein Heiligthum; ich will keines Menschen Sorge vermehren."

Es lag etwas Seltsames in des Mannes Benehmen, aber Edwards hielt es für die Wirkung des Trunkes und ließ es sich besonders angelegen sein, dem trüben Verständniß des Mannes die Verantwortlichkeit einzuprägen, die er durch seine Versprechungen auf sich nähme.

„Morgen also, um neun, werden Sie in der Werkstatt sein?"

„Gewiß, wenn Sie es wünschen, Väterchen."

„Vergessen Sie nicht, es ist das letzte Mal, daß Ihr Meister Nachsicht üben wird. Es ist sehr freundlich von ihm. Morgen fangen Sie ein neues Leben an, und wenn die junge Dame zurückkommt, will ich es ihr mittheilen."

„Ich will ihre Sorge nicht vermehren, Väterchen; dies Mal können Sie sich darauf verlassen."

Als er fort war, wandte sich Brand an seinen Genossen. Er hielt noch immer den Brief in der Hand. Sein Gesicht, das in letzter Zeit etwas magerer geworden, war noch blasser als gewöhnlich.

„Ich müßte mich eigentlich wohl freuen, Edwards," sprach er. „Das ist eine Erlösung, so weit ich betheiligt bin. Und doch kann ich es mir noch gar nicht denken, es ist mir sogar gleichgültig; alle Bitterkeit war schon vorbei."

„Sie sind natürlich noch zu verwirrt, um sich darin zu finden."

„Wenn nur das Mädchen und ihre Mutter hier wären. Und doch," setzte er furchtsam hinzu: „was wird sie zu mir sagen? Als sie sich an den Rath wandte, konnte sie sicherlich sich nicht vorstellen, daß das Resultat ihres Vaters Tod sein würde. Aber wenn sie jetzt die Entdeckung macht, wenn sie erfährt, daß sie, um mich zu retten, ihn geopfert hat —"

Er konnte den Satz nicht zu Ende bringen.

„Aber er hat es reichlich verdient."

„Das wird sie nicht in Anschlag bringen. Ich gehe nun nach Hause. Dieser Ort erdrückt mich. Ich mag ihn nicht sehen. Dies ist der Tisch, an welchem sie ihr Kunststück ausführten. Und oh, wie muthig

der Eine sich stellte, wie gleichgültig der Andere war und wie feierlich Lind von Pflicht und Gehorsam redete! Nun, was wird die Folge sein, wenn diese saubere Geschichte bekannt wird? Schurkerei unter Meistern des Bundes: was sollen alle die, welche kürzlich dem Bunde beigetreten sind und alle die, welche ihm in Kurzem noch beitreten werden, dazu sagen? Sind das Eure Hohenpriester? Sind das die Apostel der Aufopferung und die Vorbilder aller Tugenden?“

„Es ist freilich schlimm, aber nicht unwiederbringlich. Wenn ein Mitglied strauchelt, die Verbindung bleibt darum doch bestehen. Wenn einer der Meister seine Pflicht verletzt, so ist die Strafe um so schneller und furchtbarer.“

„Das papierne Urtheil ist allerdings schnell genug, aber wie steht es mit der Ausführung? Hat der Rath eine Schaar von Henkern?“

„Das weiß ich nicht. Aber ich weiß, als ich mit Calabressa in Neapel war, hörte ich von dem Schicksal Mehrerer, gegen die ein Urtheil gefällt worden war. Ich weiß, daß sie in jedem einzelnen Fall ihrem Schicksal zuvor kamen; die Furcht beständig auf ihrer Hut sein zu müssen, war zu viel für sie. Sie können sich darauf verlassen, so wird auch Lind handeln. Er

ist ein stolzer Mann. Er wird sich nicht verborgen halten und auch nicht an jeder Straßenecke das Messer irgend eines Camorristen fürchten wollen."

„Edwards, an dieser ganzen Geschichte klebt Blut und Verrath; der Gedanke daran widert mich an. Ich denke, ich habe schon den Tod gekostet, und ich habe noch den bittern Geschmack davon im Munde. Ich muß hinaus in die frische Luft."

Edwards nahm Hut und Ueberzieher und folgte. Er bemerkte, daß sein Gefährte seltsam erregt war.

„Wenn all' diese Arbeit — wenn Alles, was wir zu erwarten haben, sich schließlich als Täuschung erwiese", sagte Brand schnell, als sie in die dunkle, klare Nacht hinaus gekommen waren, „das wäre noch schlimmer als der Selbstmord Ferdinand Lind's oder das Verschwinden Beratinsky's. Wenn das das Ende sein soll, wenn dies unsere Genossen sind —"

„Wie können Sie einen solchen Gedanken fassen? Ihre Einbildungskraft ist mit schwarzen Bildern gefüllt, Sie sind erregt, erschreckt, betäubt. Wer sind denn Ihre Kollegen? Was halten Sie von ....." Hier nannte er eine ganze Reihe von Namen, unter ihnen einige wohlbekannte Engländer. „Was halten Sie von diesen, Brand? Klagen Sie die des Verraths an? Haben Sie

nicht volles Vertrauen zu ihnen? Haben sie selbst nicht vollkommenes Vertrauen zu dem Werk, das wir begonnen haben?"

Aber er konnte dieses furchtbare Gefühl nicht los werden. Er wünschte allein zu sein, um damit zu ringen. Er dachte nicht einmal daran, Lord Evelyn aufzusuchen; vielleicht war es jetzt zu spät. Nach einer Weile bot er Edwards Lebewohl, und begab sich nach seiner Wohnung in Buckinghamstreet.

Waters hatte die Lampen herunter geschraubt; Brand ließ sie wie er sie fand. Draußen lag die schwarze, nächtliche Welt der Hauptstadt, still und schweigsam, mit ihren tausend goldnen Lichtflammen. Er freute sich, daß er allein war.

Und doch beschlich ihn ein unbekanntes Gefühl der Furcht. Es schien, als machte er sich jetzt zum ersten Mal klar, welch schreckliches Geschick ihm gedroht hatte, und daß seine Rettung, anstatt ihn froh zu stimmen, ihm Schrecken bereitete. Bisher hatte sein Stolz ihn aufrecht gehalten und ihn äußerlich ruhig und gleichgültig erscheinen lassen. Vor diesen Menschen hatte er keine Furcht oder Widerwillen zeigen wollen. Der Stolz hatte auch ihm gewisse unbestimmte Vorwürfe des Gewissens zum Schweigen gebracht. Er wollte

seinem Eid nicht untreu werden. Er wollte dem Versprechen nicht zuwider handeln, an das ihn Nataliens Ring erinnerte. Er wollte die Sache zu Ende führen und vom Leben Abschied nehmen; mehr als das konnte Niemand von ihm verlangen. Aber die plötzliche Erlösung von diesem furchtbaren Druck brachte eine gewisse Abspannung seiner Nerven mit sich. Wie gern hätte er Nataliens Hand ergriffen, wie gern hätte er ihre Stimme in diesem Augenblick vernehmen mögen; es würde ihm Muth und Zuversicht eingeflößt haben. Er wußte nicht, welche Gefahren sie vielleicht umgaben, welche Qualen sie vielleicht erduldete. Und die Nacht gab ihm keine Antwort auf diese wirren, unbestimmten Fragen; das Dunkel draußen war so schweigsam wie das Grab.

Dann befiel ihn eine tiefere Schwermuth, die fast an Verzweiflung grenzte. Er sah in allen seinen Genossen nur Betrogene; die große Hoffnung seines Lebens verließ ihn; die Zukunft ward für ihn aussichtslos. Er fing an sich zu überreden, daß er mit dem neu gefundenen Glauben nur gespielt habe, daß nur die Langeweile, keine wahrhafte Hoffnung ihn in diesen Kreis gezogen, daß er künftig kein Recht dazu hätte, Andere aufzufordern, sich einem vergeblichen Werk anzuschließen.

Wenn so Etwas, wie das eben Vorgefallene möglich war bei einem Bunde mit all diesen hohen Zielen und Bestrebungen — wenn derselbe im Hintergrunde Verrath und Mord bärge, nun, dann müßte er ein Traum sein, wie Anderes auch gewesen war. Was blieb ihm dann im Leben übrig?

Er wünschte beinahe, er hätte ohne die Wahrheit zu erfahren auf sein ihm gestecktes Ziel losgehen dürfen, er hätte das Vorhaben vollenden können, während der Glaube noch sein Herz füllte, und bis zum letzten Augenblick sich der Ueberzeugung getrösten mögen, daß Natalie sich dessen erinnern würde, wenn er sein ihr gegebenes Versprechen gehalten hat.

Es war eine düstere Nacht für ihn, drinnen und draußen. Während er dort am Fenster saß oder auf und abging und mit diesen Dämonen des Schwankens und der Verzweiflung rang, füllte allmählig ein schwaches blaues Licht den Himmel draußen; die gelblichen Sterne auf den Brücken erblichen, der breite Strom wurde in dem Dunkel sichtbar. Dann klärte sich das schwache Blau zu einem blassen Stahlgrau, und die Formen der Boote ließen sich erkennen, die dort in dem Fluß ankerten; es waren die ersten Anzeichen des kommenden Tages. Nach und nach stellte

er seine ruhelosen Wanderungen im Zimmer ein und wurde ans Fenster gebannt, obwohl er nur zerstreut hinblickte auf die langsame Veränderung, die draußen vorging, auf das alte Wunder des neuen Tages, der im Osten aufsteigt. Hinauf in das stahlgraue Licht stiehlt sich ein weiches, saffranbraunes Licht; immer mehr breitet es sich aus; die entfernte Kuppel der Paulskirche hebt sich davon mit schöner bläulicher Purpurfarbe ab. Ein Planet, der goldig geschienen, so lange er am Horizont in der Dunkelheit geleuchtet, ist jetzt in den höheren Himmelsraum hinaufgestiegen und glänzt da als lichter Silberpunkt. Und jetzt — horch! — gedämpfte Töne machen sich in der Stille vernehmbar, die große Stadt erwacht aus ihrem Schlaf, ein Hund bellt, man hört einen Wagen rollen. Und noch immer wächst und entzündet sich das Saffranroth im Osten und die St. Paulskuppel erscheint stärker gefärbt; der Fluß zwischen den schwarzgrauen Brücken erglänzt jetzt von kaltem Licht, die Gaslampen sind erblichen. Zuletzt quillt am östlichen Himmel die volle Farbenpracht herauf, und die höheren Gebäude ringsum strahlen im plötzlichen goldenen Licht: der Sonnenaufgang ist da; ein neuer Tag ist geboren für die Söhne und Töchter der Menschen.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Die Nacht war entflohen und mit ihr die schrecklichen Phantome der Nacht. Es kam ihm vor, als habe er sich aus dem Grabe erhoben und daß er soeben den Schrecken des Todes von sich abschüttelte. Schaue auf die schönen, hellen Farben draußen, höre auf den Lärm der Stadt, die zu ihrer frohen Thätigkeit erwacht; der neue Tag hat neue Hoffnungen und Wünsche gebracht. Er öffnete das Fenster; die Morgenluft war frisch und angenehm.

Die Vögel begannen unten auf dem Rasen zu zirpen. Sicherlich die schwarze Nacht war vorüber und dahin.

Wenn er nur Natalie sehen könnte — auf einen Augenblick — um sie zu versichern, daß er nur ein einziges Mal und zum letzten Mal der Verzweiflung unterlegen war. Es war ein Bekenntniß, das er ablegen mußte; es würde ihr Vertrauen zu ihm nicht schwächen. Denn jetzt durchbebte seine Seele die Erinnerung an eine helle, süße Stimme; es war der Gesang, den der Sonnenaufgang ihm gebracht; es war Nataliens Stimme selbst, mit all' ihrem stolzen Pathos und ihrer Innigkeit, wie er sie in den alten Tagen gehört hatte.

Gewiß, es mußte ihm noch das Glück zu Theil

werden, mit ihr auf einer erhabenen Höhe, Hand in Hand, zu stehen, und den Sonnenaufgang zu beobachten, der über der See aufstieg, und die erwachende Welt beschien. Sie würden das Gespenst der Nacht und die Verräther vergessen, die in den Erebus hinabgestiegen waren; vielleicht dürften sie, um dieses neue Leben zusammen zu beginnen, ein anderes Land aufsuchen. Eine neue Thätigkeit lag vor ihnen, und Glaube, Hoffnung und treue Liebe würde sie darin stärken — vielleicht würde die Zukunft nach den dunklen Gefahren der Vergangenheit nur um so schöner sein.

Wie er so sinnend da lag und der helle Schein des Tages sein hageres Gesicht beleuchtete, kam Waters ins Zimmer und war sehr überrascht zu sehen, daß sein Herr nicht nur nicht zu Bett gegangen — sondern daß das Abendbrod nicht einmal angerührt war. Brand stand auf ohne Ungeduld über seines Dieners hartnäckige Fragen und Vorwürfe zu verrathen. Er nahm Schreibmaterial zur Hand und schrieb Folgendes:

„Lieber Evelyn!

Wenn Du sofort nach Neapel reisen könntest, so würdest Du mir damit einen großen Gefallen thun. Ich selbst kann nicht hin. Jedenfalls besuche mich heute gegen zwölf Uhr in Lislestreet. Der Deinige G. B.

„Tragen Sie dies zu Lord Evelyn, Waters; und wenn er auf ist, bringen Sie mir eine Antwort.“

„Aber Ihr Frühstück, Herr!“

„Ich frage nichts nach dem Frühstück. Ich werde mich ein paar Stunden hinlegen; ich habe Etwas zu überlegen gehabt. Bringen Sie mir das Frühstück um elf — wenn ich klingle.“

„Schön, Herr.“

Das war die Wendung, die er gebrauchte — er hätte Etwas zu überlegen gehabt. Aber es schien ihm, als er in das anstoßende Zimmer trat, daß er in der Nacht Schlimmeres durchlebt hatte, als die Bitterkeit des Todes.

Kapitel VII.

Glückwünsche.

Als die Gerichtssitzung des Rathes beendet war, brachte der Sekretär Granaglia die Nachricht dem General von Zoesch. Es war fast dunkel, als er die steilen, kleinen Terrassen in dem Garten der Villa am Posilip hinaufschritt. Er fand den hochgewachsenen General am Eingang der Grotte sitzen und eine Cigarre in der Abenddämmerung rauchen.

„Sie kommen spät, Granaglia,“ sprach er.

„Ich hatte einige Mühe herzukommen,“ sagte der kleine Mann mit dem blassen Gesicht und den müden Augen. „Die Polizei ist rührig oder stellt sich doch so. Der Commendatore sagt mir, daß Zaccatelli sie in Bewegung gesetzt hat.“

„Zaccatelli!“ lachte von Zoesch. „Zaccatelli wird bald genug von seiner Höhe herunter kommen. Nun, welches ist das Resultat?“

Granaglia erzählte in der Kürze was vorgefallen war: der Andere verrieth keine Ueberraschung.

„Das ist also das Ende der Lindepisode,“ sagte er gedankenvoll. „Es ist schade, daß ein so fähiger Mensch ausgestoßen werden muß. Er hat tüchtig gearbeitet, ich kenne Keinen, der ihn ersetzen kann — aber daran müssen wir sofort denken, Granaglia. Wie lange haben sie ihm Frist gewährt?“

„Einen Monat, Excellenz. Er wünscht nach England zurückzureisen, um seine Verhältnisse zu ordnen. Er hat einen starken Willen.“

„Er war in seiner Jugend ein schöner Mann,“ sprach von Zoesch zu sich selbst. Dann setzte er hinzu: „Dieser Beratinsky, dem man die Zaccatelliangelegenheit übertragen hat, was halten Sie von ihm? Er darf kein Stümper sein, Granaglia. Was halten Sie von ihm: darf man ihm trauen?“

„Excellenz, dem Eindruck nach zu urtheilen, den er auf mich macht, so würde ich sagen, man darf ihm nicht im geringsten trauen. Er übernimmt die Sache — weshalb? Weil er sonst sicher verloren ist und

hier sich eine Möglichkeit der Rettung für ihn bietet. Er geht nicht ans Werk, weil er es für seine Pflicht hält, sondern nur, weil ihm der Auftrag eine Aussicht eröffnet, seinen Hals aus der Schlinge zu ziehen."

„Und vielleicht schon vorher zu entwischen?"

„Nein, Excellenz; dagegen sind Maßregeln ergriffen. Caprone und sein Bruder werden ihn beobachten, bis die Sache geschehen, und was noch mehr ist, man wird ihm einen Wink davon geben, daß diese seine beiden bescheidenen Begleiter ihn im Auge behalten werden."

„Caprone darf sich nicht nach Rom wagen."

„Er ist bereit überall hinzugehen. Sie könnten eben so leicht versuchen wollen, ein Gespenst zu ergreifen."

Von Zoesch stand auf, reckte seine langen Glieder und gähnte.

„Das also ist das Ende der Lindepisode," sagte er noch einmal. „Es ist schade. Aber wenn einer ein gefährliches Spiel spielt und er verliert, so muß er zahlen. Vielleicht wird es eine heilsame Warnung sein, Granaglia. Unsere Freunde müssen erfahren, daß unsere Gesetze nicht umsonst geschrieben sind, und daß wir nicht davor zurückschrecken, die Sünder zu

strafen, selbst wenn sie sich unter uns selbst finden. Es giebt wohl heut Abend nichts weiter zu thun?"

„Ich möchte Eure Excellenz bitten, noch eine kleine Weile hier zu bleiben," sagte der Sekretär.

„Kommen sie so nahe? Wir müssen Calabressa veranlassen, einigen von ihnen ein Paar Dutzend am Bord des Schooners zu verschaffen. Indessen —"

Er setzte sich wieder und zündete eine neue Cigarre an.

„Wir müssen Calabressa unser Compliment machen, Granaglia. Er hat die Sache geschickt ausgeführt; es hat sich Alles als richtig erwiesen, was er vermuthete; es ist nicht das erste Mal, daß er uns bei all seiner Schwatzhaftigkeit gute Dienste geleistet hat. Oh ja, der Schelm weiß auch zu schweigen. In diesem Augenblick zum Beispiel weigert er sich den Mund aufzuthun."

„Verzeihen Sie, Excellenz, ich verstehe Sie nicht."

Der General lachte und fuhr fort:

„Es ist ein schöner Spaß. Der verschlagene alte Calabressa sah die Entscheidung des Rathes genau voraus, und da kommt er zu mir und bittet mich den Ueberbringer der Nachricht an Madame Lind und ihre Tochter zu machen. Oh, freilich; es ist eine gute Nachricht, diese Befreiung des Engländers; Madame Lind

ist meine alte Freundin; sie und ihre Tochter werden dankbar sein. Aber bemerken Sie nur, Granaglia, was der verschmitzte Alte vermeiden wollte, war die Meldung an Madame Lind, daß ihr Gatte verurtheilt ist. So lautete das Programm ursprünglich nicht. Und nun hält Calabressa seine Lippen verschlossen; er geht der Sache aus dem Wege und überläßt es mir, der Mutter und Tochter die Mittheilung zu machen."

Der Ton seiner Stimme wurde ernster.

„Hol's der Teufel, es ist keine angenehme Aufgabe. Man kann nie vorher wissen, wie das Gehirn einer Frau arbeiten wird. Man bringt die Maschinerie in Gang, aber sie arbeitet vielleicht in falscher Richtung und verwundet Einen. Calabressa fürchtet sich. Der Fuchs verbirgt sich im Loch, bis Alles vorbei ist."

„Kann ich Ihnen nicht behülflich sein, Excellenz?" fragte der Sekretär.

„Nein, nein, aber ich danke Ihnen, Freund Granaglia. Es ist eine heikle Sache, man muß mit Vorsicht daran gehen, und ich als alter Freund von Madame Lind darf den Auftrag nicht ablehnen."

Offenbar war Calabressa nicht der Einzige, der sich davor fürchtete, die Nachricht zu überbringen.

„Es ist unmöglich, daß Eure Excellenz sich jetzt dem Hotel nähert“, sagte der Sekretär schnell.

Aber sein Gebieter lehnte es ab, von diesem Rettungsmittel Gebrauch zu machen.

„Das ist wahr, ist aber kein Hinderniß. Heute Abend, Freund Granaglia, werden Sie einen Boten nach dem Hotel schicken, der sie auffordert, morgen früh elf Uhr in der Villa Odescalchi zu erscheinen. Sie verstehen?“

„Vollkommen, Excellenz.“

„Da will ich sie sprechen und der Gefahr entgegen treten. Die Sache muß sofort beendet werden, denn wir haben schon zu viel Zeit daran verschwendet. Wann versammelt sich der Genueser Rath?“

„Am siebenten.“

„Morgen müssen Sie die Vorladungen ausschreiben. Kommen Sie, Granaglia, lassen Sie uns etwas umher wandern, es ist kalt. Wo schläft der Bruder Conventz heut Nacht?“

„Am Bord des Schooners, Excellenz.“

„Ich auch. Morgen, um elf, werden Sie in Portici sein; heute Abend schicken Sie den Boten an die beiden Damen im Hotel; und wenn es Ihnen

möglich ist, so suchen Sie ausfindig zu machen, wo der Spitzbube von Calabressa sich versteckt hält."

Das war das Ende ihrer Unterhaltung. Sie wandelten hinunter durch den dunklen Garten und auf die Straße hinaus. Niemand war sichtbar. Sie gingen schweigend dahin.

Punkt elf Uhr am nächsten Morgen erschien Natalie und ihre Mutter an der eisernen Gitterthür der Villa Odescalchi, und zog an der Glocke. Der Thürhüter kam, ließ sie ein, und ging dann auf die große weiße Treppe zu, von welcher man Granaglia in diesem Augenblick herabkommen sah.

„Wollen die Damen die Güte haben in den Garten zu treten?" sagte der Sekretär mit ernster Höflichkeit. „Der Herr General von Zoesch wird sogleich bei Ihnen sein."

Er begleitete sie bis zur Terrasse, verbeugte sich dann und zog sich zurück.

Wenn Natalie jetzt aufgeregt war, so war nicht Furcht die Ursache ihrer Erregung. Ihre Wangen zeigten eine frische Farbe, ihre Augen glänzten und sie flüsterte lebhaft:

„Oh, ich weiß, was er uns sagen wird, Mutter, Du brauchst nicht in Sorge zu sein, ich werde es gleich

in seinem Gesicht lesen, sobald er kommt — ja, ich glaube, ich werde es schon seinen Tritten anhören können. Muth, Mutter! Warum zitterst Du so? Vergiß nicht, was Calabressa sagte. Sie sind so mächtig; sie vermögen Alles; und Du und der General von Zoesch sind alte Freunde. Sieh her, Mutter, was ich mitgebracht habe!"

Sie öffnete ihre Börse; ihre Finger zitterten, als sie ihrer Mutter ein zusammen gefaltetes Telegrammformular zeigte.

„Ich will es ihm telegraphiren, Mutter; von mir soll er die Nachricht zuerst hören. Und dann kommt er vielleicht her, um uns zurückzubegleiten; nach so viel Sorgen wirst Du Dich ein paar Tage ausruhen."

„Ich hoffe, mein Kind, es wird Alles gut werden," sprach die Mutter, die sich schnell umwandte, als sie Schritte hörte.

Im nächsten Augenblick erschien von Zoesch; sein Gesicht war vor Verlegenheit geröthet, aber doch bemerkte Natalie beim ersten schnellen Blick, den sie ihm zuwarf, daß seine Augen freundlich lächelten, und ihr Herz hüpfte vor Freude.

„Mein liebes Fräulein," sagte er, ihre Hand er-

greifend, „vergeben Sie mir, daß ich Sie hierher bemüht habe."

„Aber Sie bringen gute Nachricht," sprach sie athemlos. „Oh, Herr, ich sehe, daß Sie Erfolg gehabt haben — ja, ja — die Gefahr ist beseitigt — Sie haben ihn gerettet."

„Mein liebes Fräulein," sagte er lächelnd, aber immer noch sehr verlegen, „ich habe das Vergnügen, Ihnen meinen Glückwunsch darbringen zu können. Oh, ich dachte es mir wohl, es würde Ihre Augen aufleuchten lassen."

Sie nahm seine Hand und küßte sie zwei Mal leidenschaftlich.

„Mutter," rief sie in wilder Freude, „willst Du ihm nicht statt meiner danken? Ich kann keine Worte finden — und dann —"

Der General hatte sich zur Mutter gewandt. Natalie nahm schnell das Telegrammformular heraus, entfaltete es, kniete nieder, legte es auf den Gartenstuhl und schrieb mit zitternder Hand ihre Botschaft. „Du bist gerettet. Komm sogleich zu uns; Mutter und ich warten hier auf Dich." Dann erhob sie sich und stand einen Augenblick unentschlossen, schweigsam und beschämt da. Glücklicherweise hatte Niemand sie be-

merkt. Die beiden Andern waren weiter gewandert und sprachen leise mit einander. Sie ging ihnen nicht nach; sie hätte in diesem Augenblick nicht sprechen können, ihr Herz klopfte in seiner Freude zu heftig.

„Stephan," sprach die Mutter, und ihre trüben Augen leuchteten ebenfalls froh auf, „ich werde es nie vergessen, was wir Ihnen schulden. Ich habe jetzt an Nichts mehr zu denken, als an das Glück meines Kindes. Sie haben ihr das Leben gerettet."

„Ja, ja," sprach er mit unsicherer Stimme, „ich freue mich, daß das Kind glücklich ist. Es wäre schade, wenn ein so schönes, muthiges Mädchen in ihrer Jugend schon Sorge und Kummer zu tragen hätte. Ich freue mich sehr. Aber die Sache hat ihre Kehrseite, Natalie, und zwar für Sie. Ich habe keine ebenso gute Nachricht für Sie, das heißt, es hängt davon ab, wie Sie dieselbe auffassen, aber es ist keine gute Nachricht. Sie werden dadurch bekümmert werden; nur war die Sache eben unvermeidlich."

„Was wollen Sie sagen?" fragte sie ruhig.

„Ihr Gatte —" sprach er und sah sie etwas ängstlich an.

„Nun?“ entgegnete sie, ohne Erregung.

„Sie verstehen wohl, daß wir nur die Macht besaßen, Ihren englischen Freund zu befreien, wenn er mit Ungerechtigkeit oder noch durch Schlimmeres zu seiner Bestimmung herangezogen worden war. Noch mehr, es war so ziemlich eine Wiederholung der alten Geschichte. Ihr Gatte war wieder daran betheiligt.“

Sie blickte ihn bloß an und wartete, daß er fortfahren sollte.

„Und der Rath,“ sprach er noch verlegener als bisher, „hatte ihn wegen seiner Mitschuld zu verhören. Er wurde vorgefordert und — verurtheilt.“

„Wozu?“ fragte sie ganz ruhig.

„Sie müssen das wissen, Natalie. Er verliert sein Leben.“

Sie wurde sehr bleich.

„Damals war es nicht so“, sagte sie endlich, schneller athmend.

„Damals wurde er begnadigt“, entgegnete er. „Dies Mal ist keine Hoffnung für ihn.“

Einige Augenblicke stand sie schweigend da, dann sprach sie, ihn traurig ansehend:

„Sie halten mich für herzlos, Stephan. Sie glauben, der Kummer müßte mich niederdrücken. Aber

— man hat mich siebzehn Jahre von meinem Kind getrennt. Die ganze Zeit hat die Drohung, meinen Vater zu verrathen, über mir geschwebt. Die Liebe eines Weibes kann nicht Alles ertragen. Dennoch bin ich betrübt."

Sie schlug ihre Augen nieder, und dieselben füllten sich langsam mit Thränen. Von Zoesch athmete etwas freier. Er setzte ihr aus einander, wie dieses Resultat unvermeidlich geworden war, wie er selbst keinen Theil daran gehabt hätte, und so weiter — als Natalie schnell zu ihnen herantrat und bald den Einen, bald die Anderen anblickte. Sie sah, daß etwas Schlimmes sich ereignet hatte.

„Mutter, was giebt es?" sprach sie in unbestimmter Furcht. Sie wandte sich an von Zoesch. „Oh Herr, wenn Sie mir etwas verschwiegen haben, wenn irgend etwas Kummervolles vorliegt, warum haben Sie es nicht mir gesagt?"

Sie ergriff die Hand ihrer Mutter.

„Mutter, was giebt es?"

„Mein liebes Fräulein", sagte von Zoesch, „Sie wissen, daß das Leben aus Bitterkeit und Süßem zusammengesetzt ist."

„Ich wünsche zu wissen, Signore", sprach sie stolz,

„was Sie meiner Mutter erzählt haben. Jeden Kummer muß die Tochter mit ihr theilen.“

„Nun denn, theures Fräulein, ich will es Ihnen mittheilen, obwohl es Ihnen gleichfalls Kummer machen wird. Ich muß Ihnen die Sache aus einander setzen. Sie können nicht annehmen, daß die frohe Nachricht, die ich Ihnen gebracht habe, eine Folge war von dem Willen eines einzelnen Menschen oder einer Anzahl von Männern. Nein. Sie resultirte aus der Anwendung der Gerechtigkeit und des Gesetzes. Ihr Verlobter — darf ich ihn so nennen? — war mit einer schweren Pflicht betraut, die ihm wahrscheinlich das Leben gekostet haben würde. Unter gewöhnlichen Umständen hätte ihn Niemand dieser Pflicht entbinden können, so sehr sich auch gewisse Freunde für Sie interessirt haben möchten, so sehr es dieselben auch bekümmert hätte, Sie unglücklich zu wissen. Aber es lag die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit vor, daß er durch ungerechte Mittel zu diesem Dienst gewählt worden war. Ließ sich dies beweisen, dann mußte er natürlich befreit werden.“

„Ja, ja,“ sagte sie ungeduldig.

„Es wurde bewiesen. Leider habe ich Ihnen zu erklären, daß unter Denjenigen, welche dieses Verrathes

überführt wurden, sich auch Ihr Vater befand. Nun, die Gesetze unseres Bundes sind streng, sie sind sogar furchtbar gegen einen Uebertreter, der eine hohe Stellung einnimmt. Mein liebes junges Fräulein, ich muß Ihnen die Wahrheit sagen: Ihr Vater ist schuldig erkannt, und — die Strafe — ist — der Tod."

Sie stieß einen schnellen, kurzen Schrei aus und wandte sich erschreckt zu ihrer Mutter.

„Mutter, ist es wahr, ist es wahr?"

Die Mutter gab keine Antwort; sie hatte ihre zitternden Hände gefaltet. Dann wandte sich das Mädchen wieder um und sprach mit dem Ton stolzer Leidenschaft:

„O, Herr, welcher Tiger ist denn unter Ihnen, den so nach Blut dürstet? Sie retten dem Einen das Leben — nach vielen Bitten und Verwendungen retten Sie Einem das Leben, nur um es einem Andern zu nehmen. Und zu mir, zu mir, der Tochter, kommen Sie mit Ihren Glückwünschen! Ich bin nur ein Kind; man muß mir den Willen thun; Sie sprechen von meinem Verlobten, aber Sie sagen mir nicht, daß Sie die Absicht haben, mir den Vater zu morden! Sie schenken mir meinen Bräutigam, dafür nehmen Sie meines Vaters Leben: ist in der ganzen Welt

ein Mädchen, daß so verächtlich wäre, sein Glück um solchen Preis anzunehmen?"

Unwillkürlich zerknitterte sie das Telegramm, das sie in der Hand hielt und warf es weit von sich.

„Ich wenigstens bin kein solches," rief sie. „Oh, Signore, Sie hätten mich nicht verhöhnen sollen mit Ihren Glückwünschen. Das ist kein Glück, wie Sie es einer Tochter bieten sollten. Aber noch haben Sie ihn nicht getödtet, noch ist es Zeit, lassen Sie die Dinge sein, wie sie waren — auch mein Verlobter, wie Sie ihn nennen, wird dasselbe wünschen: er und ich, wir fürchten uns vor keinem Schmerz. Gewiß eher das, als daß er ein so herzloses und feiges Mädchen heirathet, das sein Glück um den Preis des Lebens seines Vaters erkauft!"

„Mein liebes Fräulein," sagte er, während tiefes Mitleid und aufrichtige Bekümmerniß sich in seinem Gesicht aussprachen, „ich kann Sie versichern, was Sie im Sinne haben, ist unmöglich. Was geschehen ist, kann nicht ungeschehen gemacht werden."

Ihr stolzer Zorn wich jetzt dem Schrecken.

„Oh, nein, Signore, Sie können das nicht sagen wollen! Ich kann es nicht glauben! Sie haben einen Menschen gerettet — oh, Signore, um der Liebe

Gottes willen, retten Sie auch den Andern! Haben Sie Mitleid! Wie kann ich leben, wenn ich weiß, daß ich meinen Vater umgebracht habe?“

Er ergriff ihre beiden Hände und bemühte sich, ihre wilde Angst und ihr Entsetzen zu beschwichtigen. Er erklärte ihr, daß sie daran nicht schuld sei, so wenig als er selbst; daß ihr Vater von seinen Kollegen verurtheilt worden; daß ohne diese Verurtheilung ein furchtbarer Verrath geübt worden wäre. Sie hörte ihm zu oder schien ihm zuzuhören; aber ihre Lippen waren bleich, ihre Augen zeigten einen seltsamen Ausdruck und sie vermochte kaum zu athmen.

„Calabressa sagte, sie wären allmächtig,“ sprach sie plötzlich. „Aber es scheint, sie sind nur allmächtig zu tödten. Oh, nein, ich kann es nicht glauben! Ich will zu ihnen gehen; es kann noch nicht zu spät sein; ich will zu ihnen sprechen, daß ich eher gestorben wäre, als ihren Beistand angerufen hätte, wenn ich gewußt, daß dies das schreckliche Ende sein würde. Und Calabressa — warum hat er mich nicht gewarnt? Oder gehört er auch zu den Blutdürstigen, zu den Tigern, die im Dunkeln lauern? Oh, Signore, wenn sie allmächtig sind, so sind sie auch allmächtig zu verzeihen — darf ich nicht zu ihnen selbst hingehen?“

„Es wäre nutzlos, meine theure Signorina," sagte von Zoesch mit tiefem Mitleid. „Es thut mir leid, daß ich Ihnen Kummer bereite; aber Gerechtigkeit ist geübt worden, die Entscheidung ist unwiderruflich. Tadeln Sie den armen alten Calabressa nicht —"

In diesem Augenblick ertönte die Glocke an der Außenthür und hallte in dem leeren Hause wieder. Er fuhr leicht zusammen.

„Komm, Kind," sprach ihre Mutter. „Schon zu lange haben wir Ihre Zeit in Anspruch genommen, Stephan. Ich wünschte, Ihre gute Nachricht hätte keine Kehrseite gehabt."

„Für jetzt," sagte er und blickte etwas besorgt nach dem Gebäude, „kann ich Sie nicht auffordern zu bleiben, Natalie. Aber zu einer anderen Zeit, und sobald Sie es wünschen, will ich Ihnen jede Auskunft geben, die Sie haben wollen. Vergessen Sie nicht, Sie haben hier gute Freunde."

Natalie ließ sich wegführen. Sie schien wie vom Schrecken gelähmt und konnte nicht sprechen. Von Zoesch begleitete sie nur bis zur Terrasse; dort bot er ihnen Lebewohl. Granaglia wartete hier, um sie nach dem Thorweg zu führen. Einige Augenblicke später befanden sie sich in ihrem Wagen und kehrten nach Neapel zurück.

Eine Weile saßen sie schweigsam bei einander; die Mutter sah ihre Tochter besorgt an.

„Nataluschka, woran denkst Du?“

Das Mädchen fuhr auf, ihre Augen verriethen eine seltsame Furcht, als hätten sie so eben etwas Schreckliches gesehen. Langsam und traurig sprach sie:

„Ich dachte eben daran, Mutter, es möchte vielleicht nicht so furchtbar sein, zum Tode verurtheilt zu werden; denn dann hätten doch alle Schmerzen ein Ende. Und ich habe mich gefragt, ob es wohl viele Frauen in der Welt gegeben, die sich des Vergehens anzuklagen hatten, zu des eigenen Vaters Tod mit beigetragen zu haben. Oh, ich hoffe nicht — ich hoffe nicht!“

Eine Sekunde später fügte sie hinzu, und ihre zitternde Stimme verrieth mehr Bitterkeit, als die Bitterkeit der Thränen war: „Und — und ich dachte an die Glückwünsche des Generals von Zoesch.“

Kapitel VIII.

Ein Auftrag.

Lord Evelyn kam Brands Aufforderung mit großer Sorge ja, mit Bestürzung nach, denn er zweifelte nicht, daß dieselbe in Zusammenhang stände mit der geheimnißvollen Unternehmung, die seinem Freunde übertragen worden war. Als er aber nach Lislestreet kam, und in das größere Zimmer gewiesen wurde, schien ihm daselbst kein besonders ernstes Geschäft im Gange zu sein. Zwei oder drei von denjenigen englischen Bundesbrüdern, die ihm am besten bekannt waren, umstanden ein gewisses Mitglied des Unterhauses, das mit lebhaften Augen, sonst aber ernstem Gesicht die Sorgen eines Theaterdirektors in der Provinz schilderte, der seiner Gesellschaft ihre wöchentliche Gage nicht auszahlen konnte. Zu seiner

weiteren Ueberraschung war auch Lind abwesend; sein Stuhl war von Gathorne Edwards eingenommen.

Er wurde gebeten, in ein anderes Zimmer zu treten, und dort fand er Brand, der viel ruhiger und gefaßter aussah, als er in letzter Zeit gewesen war.

„Es ist ungemein freundlich von Dir, Evelyn, daß Du sofort kommst. Ich hörte, Du wärest gestern nach London zurückgekehrt. Wie geht's den alten Leuten unten in Wiltshire?“

Lord Evelyn war von dieser offenen Heiterkeit seines Freundes äußerst überrascht. Er vergaß die bösen Ahnungen, mit denen er von Hause weggegangen war.

„Oh, die vortrefflichen Alten!“ sagte er, seinen Hut und Schirm auf den Tisch legend. „Ausgezeichnet. Aber sieh, Brand, die Sache wird wirklich bedenklich, wenn ich mich jedesmal auf das Land begeben, nach Tisch Portwein trinken und wohlgenährten, alten Tories zuhören soll, so oft sich eine meiner Schwestern verlobt. Jetzt wo Rosalys die Sache angefangen, folgen sie ihr sicherlich alle nach, wie Schafe, die über den Graben springen.“

„Man sagt, Milbanke sei ein netter junger Mensch“, meinte Brand.

„Ein bischen verzogen. Aber da er der einzige Sohn ist und viel Vermögen besitzt, so ist das natürlich. Ich weiß, daß er ein großer Heuchler ist,“ setzte Lord Evelyn hinzu, der einigen Groll gegen seinen künftigen Schwager zu haben schien. „Es war zu schlecht von ihm, diese alten Megatherien zu veranlassen, über Politik zu reden, bis sie ganz roth im Gesicht waren, auf den Freihandel und die geheime Abstimmung zu schimpfen und den Untergang des Landwirths zu prophezeien, sobald das neue Schulgesetz in Kraft treten würde. Dann that er, als ob er auf ihrer Seite stände.“

„Was thatest Du?“

„Ich verhielt mich ruhig. Ich fürchtete, sie würden mich aufessen. Ich versank in Betrachtungen und begann im Geiste an einem Buch zu arbeiten, über Torytypen, fossile Ueberreste englischer Politik, zum Besten der Londoner Leser.“

„Aber nun, nachdem Du Deine Pflicht gethan und die Verbindung zwischen den beiden Familien mit Portwein besiegelt hast, was hältst Du von einer kleinen Vergnügungsfahrt?“

„Oh, weiter nichts?“ antwortete er und blickte

schnell auf. „Wolltest Du weiter nichts mit Deinem Brief sagen?“

„Die Sache ist die, Evelyn,“ sprach er etwas verlegen, „Natalie ist mit ihrer Mutter in Neapel, und ich weiß nicht genau, in welcher Lage sie sich befinden mögen. Ich bin um sie etwas besorgt, möchte gern mehr von ihrer Umgebung wissen, ja, ich weiß nicht einmal, ob sie Geld genug haben. Ich würde selbst hinreisen, Evelyn, aber die Wahrheit zu gestehen, ich kann nicht gut abkommen. Da habe ich mir nun gedacht, daß Du, der Du ein alter Freund Nataliens bist, vielleicht hingehen könntest, um zu sehen, daß es ihnen an nichts fehlt.“

„Wo ist Lind?“ fragte Evelyn plötzlich.

„Lind ist ebenfalls in Italien,“ antwortete Brand ausweichend.

„Er ist nicht bei ihnen?“

„Oh nein.“

Es entstand eine peinliche Pause. Endlich sagte Brand:

„Es hat sich etwas sehr Ernstes zugetragen, Evelyn, und ich weiß nicht, ob ich es nicht im Interesse des Bundes Dir verschweigen müßte.“

„Ich wünsche keine Geheimnisse zu erfahren,“

sagte Evelyn schlicht. „Ich bin bereit, sofort nach Neapel zu reisen, wenn ich Dir damit einen Gefallen thue.“

„Es ist sehr liebenswürdig von Dir; ich dachte mir wohl, Du würdest es thun,“ sprach Brand zögernd. „Doch zweifle ich, ob Du mir nützlich sein würdest, wenn Du nicht die ganze Sachlage kennst. Für jetzt wissen nur zwei hier, was vorgefallen, Edwards und ich .... Ja, ich denke, ich muß es Dir mittheilen. Lies diesen Brief, ich erhielt ihn gestern Abend.“

Er öffnete ein Schubfach, nahm einen Brief heraus und reichte ihn Lord Evelyn, der ihn langsam durchlas. Als er damit fertig war, legte er ihn auf den Tisch ohne ein Wort zu sagen.

„Du verstehst?“ sagte Brand ruhig. „Er besagt, daß Lind wegen Verraths mit dem Tode bestraft wird. Denke nicht an mich; ich bin mit genauer Noth der Gefahr entronnen; aber ich bin entkommen — Dank dem Muth und der Entschlossenheit Nataliens. Weshalb ich Sorge trage, das ist die Wirkung, die solch eine Enthüllung auf das Geschick des Bundes üben muß. Muß sie nicht weithin Mißtrauen aussäen? Wird man nicht immer Argwohn hegen?“

„Aber Du selbst, Brand!“ rief Evelyn verwundert.

„Ich dachte, Du müßtest nach einer solchen Art von Rettung der Erste sein, der die Sache des Bundes aufgiebt.“

„Ich habe das überwunden, Evelyn,“ sprach er zerstreut. „Es war mein erster Gedanke, muß ich gestehen. Das Bewußtsein, mit solchen Menschen zusammen zu arbeiten, ekelte mich an; ich verzweifelte an der Sache; ich wünschte, man hätte die Entdeckung nie gemacht, und mich blindlings dem Ende entgegen gehen lassen. Nun, ich habe es überwunden — nach hartem Kampf. Es war ein unbilliger Gedanke. Der Glaube an die Zukunft des Bundes muß nur um so fester sein, nachdem diese schwarzen Schaafe ausgestoßen sind. Meine Hoffnung wenigstens muß wachsen, sie darf nicht schwinden. Ich habe Lind nie getraut, weißt Du wohl; ich glaubte an seine Thätigkeit, an die Nützlichkeit derselben und ihren künftigen Erfolg; aber ich war in seiner Nähe nie ruhig; ich war froh, als ich zu meiner Arbeit im Norden abreisen konnte. Und jetzt, wo der Weg heller ist, warum sollte man daran denken, ihn zu verlassen? Die Wahrheit zu sagen, Evelyn, ich gäbe Alles darum, wenn ich jetzt in Amerika wäre und Natalie und ihre Mutter in Sicherheit wüßte. Freilich, hier in Europa, solange

mit solchen Mitteln gekämpft wird, kann man sich nicht mehr dieser Sache weihen. Aber in Amerika, dort sind Aussichten für uns, größer als Lind sie sich jemals geträumt. Du kennst den Bund der „Schützer der Landwirthschaft", der von dem Schotten Saunders gegründet ist! Es ist dies ein gewaltiger socialer Bund; der Erfolg desselben ist ganz beispiellos; er hat eine ungeheure Macht in Händen. Sie bekümmern sich nicht nur um den Landbau; hier und da greifen sie auch in die Politik ein; sie beherrschen die Massen, und die Leute, die sie wählen, sind alles rechtschaffne Leute. Nach dem was ich aus Philadelphia höre —"

Lord Evelyns Gedanken weilten wo anders, als in Philadelphia.

„Du mußt mir von Dir selbst erzählen, Brand!" rief er aus. „Dein Leben schwebt nicht länger in Gefahr. Wie ist das gekommen?"

„Oh", sagte Brand gleichgültig, „ich weiß das Nähere noch nicht. Nur so viel weiß ich, daß Natalie und ihre Mutter aus London verschwanden; ich hatte keine Ahnung, wohin sie sich begeben. Dann erschien Calabressa, und ich hörte, daß Natalie sich an den Rath gewandt — denke nur, sie, ein junges Mädchen, hatte den Muth, bei dem Rath Hülfe zu suchen. Dann

hatte Calabressa einen bestimmten Argwohn, ich entnahm das aus seinen Fragen; dann scheinen Lind, Beratinsky und Reitzei nach Neapel entboten worden zu sein. Das Resultat ist dieser Brief; das ist Alles, was ich weiß."

„Und die Andern da drinnen?" fragte Lord Evelyn, nach der Thür hinblickend.

„Sie wissen von Nichts. Darüber bin ich ganz im Unklaren, ob ich das Verschwinden Lind's unaufgeklärt lassen und nur sagen soll, er sei vom Rath gerufen worden, oder ob ich Jedem, der es hören will, erklären muß, daß, so mächtig er auch gewesen, er sich doch vor den Gesetzen des Bundes zu beugen und die Strafe für sein Vergehen zu tragen habe. Darüber bin ich, wie gesagt, ganz im Unklaren und ohne Anweisung. Vielleicht könntest Du darüber Näheres in Neapel erfahren, wenn Du hinreisest."

„Du nimmst also Lind's Stelle ein?"

„Keinesweges", entgegnete er schnell und abweisend. „Edwards und ich sollen die Geschäfte nur im Gange erhalten, bis die Angelegenheit geordnet ist. Hast Du vielleicht bemerkt, ob Molyneux im andern Zimmer war, als Du durchkamst?"

„Ja, er war da."

„Dann entschuldige mich auf ein paar Augenblicke. Ich wünsche mit Dir noch über Neapel zu reden."

Brand blieb einige Zeit weg und Lord Evelyn konnte sich seinen Gedanken über die seltsamen Nachrichten überlassen. Ihm waren es sehr frohe Nachrichten; denn feit der Zeit, daß er die Mittheilung von der Gefahr erhalten, die seines Freundes Leben bedrohte, hatte ihn der stille Vorwurf nicht verlassen wollen, daß ohne ihn Brand wahrscheinlich nie etwas von dem Bunde gehört hätte. Es gereichte ihm zu großem Trost zu wissen, daß diese Gefahr vorüber war. Schon sah er sich auf dem Wege nach Neapel, um das hochherzige Mädchen aufzusuchen, die einen so kühnen Schritt gethan, um ihren Geliebten zu retten. Noch war Hoffnung für die Beiden vorhanden.

Brand kehrte zurück, schloß sorgfältig die Thür hinter sich und setzte sich auf eine Ecke des Tisches.

„Du siehst wohl, Evelyn," sprach er ganz in seinem alten ruhigen, besonnenen Tone, „ich kann kein großes Bedauern erheucheln über das, was Lind betroffen. Er hat mir eine Grube graben wollen, und ist selbst hineingefallen. Auf der andern Seite aber hege ich keinen Groll gegen ihn; man kann Einem nicht schaden wollen, der am Boden liegt. Ich kann sogar eine

Entschuldigung für ihn entdecken, da ich jetzt die Sache klar durchschaue. Die Versuchung war groß, immer vorausgesetzt, daß er gegen meine Heirath mit seiner Tochter war. Mich dafür zu bestrafen, daß ich mein Eigenthum nicht hergeben wollte; Natalien bei sich zu behalten; dazu noch diese schwere Verpflichtung in sichern Händen zu wissen; das Alles verdiente es, sich darum zu bemühen. Aber die Art, wie er es versuchte, war niedrig. Es war ein gemeiner Streich. Nun, was soll man noch weiter darüber sagen? Er hat gespielt — falsch gespielt und verloren."

Er setzte sogleich hinzu:

„Du glaubst also, Du kannst nach Neapel gehen?"

„Gewiß," sagte Evelyn schnell. „Du weißt nicht, wie sehr ich mich darüber freue. Wärst Du zu Grunde gegangen in Folge Deiner Beziehungen zu dem Bunde, es würde mein Leben lang wie ein Mühlstein auf meinem Gewissen gelastet haben. Ich werde mich sehr freuen, für Dich nach Italien zu reisen. Ich möchte wohl den Ausdruck von Nataliens Antlitz sehen."

„Du wirst sie wahrscheinlich sehr bekümmert finden," sagte Brand ernst.

„Bekümmert?"

„Natürlich. Siehst Du denn nicht, Evelyn, daß

sie es unmöglich voraussehen konnte, wie ihre Bitte um Beistand beim Rath ihres Vaters Untergang nach sich ziehen würde? Ich kenne sie. Hätte sie dies vorher gewußt, sie würde nicht Hand oder Fuß gerührt haben. Und jetzt, nachdem ihres Vaters Schuld entdeckt worden, wird sie nicht daran denken, sondern an sein Schicksal, das indirekt durch sie selbst über ihn hereingebrochen ist. Du kannst Dich versichert halten, sie wird gegenwärtig nicht sehr freudig gestimmt sein. Um so mehr bedarf sie jetzt eines Wesens, das sie kennt; ich habe keine Vorstellung davon, welche Leute sie jetzt umgeben mögen; ich wäre ruhiger, wenn ich Dich bei ihr wüßte."

„Ich bin bereit hinzureisen; ich bin bereit noch heute Nachmittag wegzufahren," widerholte Evelyn, setzte dann aber zögernd hinzu: „Aber ich kann nicht den Heuchler spielen, Brand. Ich kann nicht so thun, als fühlte ich mit ihr, wenn dies die Ursache ihres Kummers ist. Ich würde ihr sagen, daß ihrem Vater recht geschehen."

„Du könntest so grausam nicht sein, auch wenn Du wolltest, Evelyn," sagte Brand. „Du würdest es vielleicht denken, aber ihr gegenüber nicht aussprechen.

Das fürchte ich nicht. Du wirst besonnen und zartfühlend genug sein, wenn Du sie siehst.“

„Und was soll ich ihr von Dir bestellen?“

„Von mir?“ fragte er. „Oh, Du kannst ihr sagen, ich dankte ihr dafür, daß sie mir das Leben gerettet. Das wird, denke ich, genügen. Das Uebrige wird sie von selbst verstehen.“

„Ich meine, welchen Rath giebst Du ihr? Sollen sie nach England zurückkehren?“

„Gewiß ist das meine Meinung. Wahrscheinlich wartet sie dort und bemüht sich, den Rath dazu zu bewegen, sein Urtheil zurückzunehmen. Nachdem ihr das Eine gelungen, wird das arme Kind denken, müßte ihr auch das Andere gelingen. Ich fürchte jedoch, da hofft sie zu viel. Ich möchte nun, daß Jemand in ihrer Nähe wäre, auf den sie sich verlassen kann, und der dafür sorgte, daß man ihr so begegne, wie Du wünschen würdest, Evelyn, daß man eine Deiner eigenen Schwestern behandelte.“

„Ich sehe wohl, Brand,“ sagte der Lord lachend, „Du bist eifersüchtig auf die Fremden. Du meinst, sie werden sich in ihrer Gegenwart eines Zahnstochers bedienen und dergleichen.“

„Ich wünsche zu wissen, daß sie und ihre Mutter

in einem guten Hotel sich befinden," sagte Brand einfach, „in sauberen Zimmern, mit der gehörigen Bedienung und einem Wagen; Frauen können in den schmutzigen Straßen von Neapel nicht zu Fuß gehen. Es mit einem Wort zu sagen, Evelyn," setzte er etwas verlegen hinzu, während er aus seiner Brieftasche zwei unausgefüllte Anweisungen herausnahm, sich an den Tisch setzte und dieselben unterschrieb, „ich möchte, daß Du bei ihnen den reichen Onkel spielst. Calabressa ist der beste Mensch von der Welt; aber es würde ihm nicht darauf ankommen, sie bei dem ersten besten ordinären Restaurant abzusetzen, wenn der Besitzer dieselben politischen Ansichten hätte, wie er selbst."

„Ja, ja, ich sehe; Knoblauch, Cigaretten beim Frühstück, die man den Damen ins Gesicht qualmt. Nun, Du bist ein ächter Engländer, Brand!"

„Wenn Deine Schwestern ins Ausland reisen, sorgst Du doch wohl auch dafür, daß sie in ein ordentliches Hotel kommen?" sagte Brand etwas ärgerlich.

„Ich weiß nur so viel", sagte Evelyn lachend, „daß meine Schwestern, und Du, und Calabressa und ich selbst, zusammen nicht einen halb so guten Reisenden ausmachen würden, als Natalie Lind es ist. Glaube

doch nicht, daß sie sich um der Politik willen oder aus sonstigen Ursachen an einen uunsauberen Ort führen läßt. Ich wette, sie kennt die besten Hotels in Neapel so gut, wie Du den Waldegrave-Club kennst."

„Jedenfalls, Evelyn, hast Du bei ihnen den reichen Onkel zu spielen; und natürlich ist das ganz und gar meine Sache. Ich will nicht, daß Du davon Kosten hast. Hier sind zwei Anweisungen; Du kannst sie drüben ausfüllen, wenn Du siehst, wie die Sachen stehen; der Banquier — in Rom wird sie einlösen."

„Bist Du der Meinung, ich müßte ihre Hotelrechnungen bezahlen?"

„Wenn sie Geld genug haben, natürlich nicht. Aber Du mußt Dich danach erkundigen. Du mußt den Stier bei den Hörnern packen. Es ist viel wahrscheinlicher, daß sie so wenig Geld haben, daß sie in Sorge gerathen. Dann mußt Du fest auftreten — ich meine, Natalien gegenüber. Ihre Mutter wird schon nachgeben. Du kannst Natalien auch sagen, daß wenn sie der Mutter des alten Calabressa, die noch am Leben, ein Kleid oder dergleichen kaufen wollte — ich glaube sie lebt in Spezia — so würde das den alten Kerl glücklich machen. Das würde auch von mir

ein Zeichen der Dankbarkeit sein; ich habe noch keine Möglichkeit gehabt, ihm zu danken."

Lord Evelyn stand auf.

„Schön," sagte er, „ich will Dir einen Bericht über meine Sendung einschicken. Wie soll ich sie denn finden?"

„Du mußt sie durch Calabressa auffinden, ich habe ihre Adresse nicht. Du kannst also heute Abend abreisen?"

„Gewiß."

„Dann will ich sofort an Calabressa telegraphiren und sie wissen lassen, daß Du kommst. Ich bin Dir sehr dankbar, Evelyn, obwohl ich wünschte, ich könnte statt Deiner reisen."

Lord Evelyn empfing dann noch fernere Anweisungen über die Art, wie er Calabressa bei seiner Ankunft in Neapel aufsuchen mußte, und begann noch denselben Abend seine Reise nach dem Süden. Er brach leichten Herzens dahin auf. Er wußte, wie froh Natalie über einen Gruß aus England sein würde.

In Genua mußte er seine Reise einen Tag unterbrechen, da er daselbst einen Auftrag für den Bund auszurichten hatte, einen Auftrag, den ihm Gathorne Edwards beim Scheiden ertheilt hatte. Dann ging

es weiter und zur rechten Zeit traf er in Neapel ein. —

Er achtete kaum darauf, als er den Wagen bestieg und nach dem Hotel fuhr, was gewisse barfüßige Buben außerhalb des Bahnhofes ausschrieen, als sie die Abendzeitungen den neu angekommenen Reisenden anboten. Was für ein Interesse nahm er an Zaccatelli?

Was die Zeitungsverkäufer laut ausrufen war dies:

„Der Tod Zaccatellis — Tod Zaccatellis — der plötzliche Tod Zaccatellis!“

Kapitel IX.

Lebewohl!

„Nataluschka," sagte die zärtliche, besorgte Mutter, und legte ihre Hand auf des Mädchens Kopf, „Du mußt Dich zusammennehmen. Wenn Du Dein Herz so von Kummer verzehren läßt, wirst Du krank werden, und was sollen wir dann in einem fremden Hotel anfangen? Du mußt Dich zusammen nehmen und Deinen traurigen Gedanken nicht so nachhängen. Ich kann Dir nur wiederholt versichern, daß Du nicht Dir die Schuld daran zuschreiben darfst. Es war der Beschluß des Rathes; wie konntest Du den verhindern? Mein alter Freund Stephan sagt, das Urtheil lasse sich nicht zurücknehmen. Nataluschka, Du darfst Dich nicht tadeln, der Rath hat es gethan,

nicht Du, und ohne Zweifel meinen sie recht gehandelt zu haben."

Natalie seufzte, gab aber keine Antwort, und ihre Augen blickten hinaus auf die blauen Wogen jenseits des Castello dell' Ovo.

„Kind", fuhr die Mutter fort, „wir müssen Neapel verlassen."

„Neapel verlassen!" rief das Mädchen in plötzlicher Aufregung. „Nachdem wir nichts gethan und nichts versucht haben?" Dann setzte sie leiser hinzu: „Ja, Mutter, es mag wohl wahr sein, was sie sagen, daß wir nichts zu thun vermögen, wenn wir länger bleiben. Vielleicht sollten wir abreisen, und doch ist es furchtbar."

Sie schauerte leicht zusammen, während sie so sprach.

„Sieh, Nataluschka", sagte ihre Mutter, die entschlossen war, die Aufmerksamkeit ihrer Tochter auf andere Dinge abzulenken, „dies ist ein theures Hotel und wir müssen daran denken, wieviel Geld uns zur Rückreise übrig bleibt. Wir sind schon eine ganze Weile hier und die Reise nach England ist auch nicht billig."

„Oh, nicht nach England, nicht nach England, Mutter!" rief Natalie schnell.

„Warum denn nicht nach England?"

„Irgend wo andershin, Mutter", flehte die Tochter. „Wenn Du es wünschest, so wollen wir abreisen; General von Zoesch mag Recht haben; uns bleibt keine Hoffnung. Wir wollen Neapel verlassen, Mutter; ich werde Dir nicht viel Kosten machen. Wir wollen irgendwo billig leben; ich könnte wohl zu unserm Unterhalt durch Musikunterricht beitragen, wie Madame Potecki es macht. Ich bin bereit, aufzubrechen, sobald Du es wünschest."

„Aber weshalb nicht nach England, Nataluschka?"

„Das kann ich Dir nicht sagen, Mutter."

Sie stand schnell auf, ging in ihr Zimmer und schloß die Thür hinter sich.

Dort stand sie einige Minuten, unentschlossen und athemlos, wie Eine, die plötzlich in einen sichern Hafen eingelaufen. Dann fiel ihr Auge auf ihr Schreibpult, das auf einem Seitentischchen offen dastand. Langsam und mit einem seltsamen, schmerzlichen Zug um den Mund, setzte sie sich davor, nahm das nöthige Schreibmaterial heraus und legte es zerstreut und mechanisch vor sich hin. Ihre Augen waren thränenlos, aber einige Male seufzte sie tief auf. Nach einiger Zeit begann sie mit unsicherer Hand zu schreiben:

„Theuerster!

Du mußt mir gestatten, Dir einige Zeilen des Abschieds zu schreiben; denn es wäre hart, wenn man einander Lebewohl sagte, und dürfte nicht ein paar freundliche Worte hinzufügen, an die man sich später erinnern könnte. Dein Herz wird Dir schon gesagt haben, daß wir Beide nicht mehr auf ein Glück hoffen dürfen, das uns einst zu winken schien. Du weißt, welch schreckliches Resultat auf meine übereilte Handlungsweise gefolgt ist; aber freilich, Du bist frei — das ist immer Etwas; im Uebrigen ist es vielleicht minder traurig, zu sterben, als mit dem Bewußtsein zu leben, daß man den Tod eines Andern veranlaßt hat. Du erinnerst Dich an den Abend, da man Fidelio gab; ich sagte Dir, ich wollte mich stets bemühen, Deiner Liebe würdig zu bleiben; und wie kann ich das Versprechen halten, wenn ich noch ferner an ein Glück denken wollte, das nur zu Stande kommen konnte auf Kosten des Lebens meines Vaters? Du könntest doch kein so unnatürliches, so herzloses Mädchen heirathen; eine Ehe, die um solchen Preis erkauft wäre, müßte von vornherein verurtheilt sein; ein Schuldbewußtsein, welches das ganze Leben begleitet, würde sie vergiften. Aber wozu darüber reden?

Dein Herz muß Dir dasselbe sagen. Uns bleibt nichts übrig, als uns Lebewohl zu bieten und Gott für das Glück zu danken, das uns eine Zeit lang gelächelt hat.

„Und Du, mein theuerster Freund, wirst mir hoffentlich auch einen Gruß senden, den ich als eine Erinnerung an vergangene Tage werth halten kann. Auch Du mußt mir mittheilen, ob das Vorgefallene Dich davon abschreckt, Deinen Plänen treu zu bleiben, oder ob Du noch auf bessere Dinge in dieser Welt hoffst und entschlossen bist, Dein Möglichstes zu thun, um sie zu verwirklichen. Es würde mir ein großer Trost sein, zu wissen, daß Dein Leben noch einen edlen Zweck verfolgt. Die Welt würde dann sowohl für Dich, als auch für mich nicht ganz leer sein; Du hättest Deine Thätigkeit und ich meine arme, liebe Mutter, welche aller Liebe bedarf, die ich ihr schenken kann. Ich hoffe also, von Zeit zu Zeit von Dir zu hören. Aber meine Mutter und ich kehren nicht nach England zurück.

„Was soll ich Dir nun aber sagen, die ich so weit von Dir entfernt bin, das Dir angenehm klingen könnte und das Du als eine liebe Erinnerung mit Dir nehmen dürftest? Ich blicke auf die Zeit zurück, seit ich Dich kennen gelernt, und sie kommt mir wie

ein schöner Traum vor — der bisweilen wohl sorgenvoll und ängstlich war, aber immer eine goldene Zukunft versprach, die das Auge fast blendete. Was soll ich von Deiner Güte sagen, die so beständig und unwandelbar ist; von Deiner zarten Rücksichtsnahme, Deiner edlen Offenheit und Selbstlosigkeit! Wann bestand denn zwischen uns das geringste Mißverständniß! Ich konnte in Deinem Herzen wie in dem meinigen lesen. Nur einmal trat eine Wolke zwischen uns durch meine eigene Thorheit; und doch war es vielleicht ganz natürlich, daß ein Mädchen in dem Augenblick, da sich ihr Leben glücklich anließ, an das zurückdachte, was sie in Zeiten der Sorge gesprochen, und die Befürchtung hegte, sie möchte sich mit zu wenig Rückhalt geäußert haben. Aber damals wolltest Du auch nicht den geringsten Streit unter Liebenden aufkommen lassen; Du lachtest meine Thorheit hinweg; kannst Du Dich darüber wundern, daß mich der Gedanke nur froher machte, daß ich mein Leben Deiner weisen und edlen Führung anvertraut hatte? Jetzt, wo ich zum letzten Mal zu Dir rede, kann ich es nicht bedauern, Dir damals verrathen zu haben, welcher Art meine Gefühle gegen Dich gewesen sind. Oh, mein Theurer, Du darfst nicht annehmen, daß, weil die Worte, die

ich Dir hier schreibe, kalt und förmlich sind, mein Herz weniger schnell schlägt, wenn ich Deiner und der Tage gedenke, da wir zusammen waren. Ich sagte Dir damals, daß ich Dich liebte; ich sage Dir jetzt, daß ich Dich von ganzem Herzen liebe, und ich schäme mich dessen nicht. Wärest Du hier, ich würde Dir ins Gesicht schauen und es wiederholen — ich denke, ohne zu erröthen; ich würde Dich küssen; ich würde Dir sagen, daß ich Dich ehre, daß ich gehofft hatte, Dir alle Treue, alle Liebe, alle Ergebenheit eines Weibes zu weihen. Und zwar deshalb, weil ich an Dich glaube. Meine Seele liegt offen und klar vor Dir da; lies darin und wenn Du darin etwas anderes findest, als Bewunderung für Dein edles Herz und innige Hoffnung auf Dein Glück, sowie Dankbarkeit für alle Deine Güte, dann erst werde ich Anlaß haben mich zu schämen.

„Jetzt habe ich Dir mein letztes Wort des Abschiedes zu sagen —“ Bis hierher war sie standhaft geblieben; aber jetzt legte sie die Feder weg, beugte den Kopf über ihre Hände und begann heftig zu schluchzen. Als sie wieder zu schreiben anfing, konnte sie kaum vor Thränen, die ihre Augen füllten, fortfahren.

„— und Du wirst glauben, wenn Du auf diese

kalten Worte schaust, daß es mir leicht geworden sei, sie niederzuschreiben. Es ist nicht an dem. Ich bitte Gott, Dich zu segnen, Dich muthig, treu und selbstlos zu bewahren, Dich den Erfolg Deiner Thätigkeit genießen zu lassen. Und ich bitte Dich, mir eine Zeile zukommen zu lassen — nicht traurig, sondern Etwas, das ich von Zeit zu Zeit wieder ansehen darf, und das mir die Ueberzeugung gewährt, Du habest noch Interessen und Hoffnungen in der Welt, und Du bedauertest nicht, daß Du und ich uns fanden und eine Zeit lang Freunde gewesen sind.

Natalie."

Sie nahm dann einen zweiten Bogen und schrieb langsam und mit zitternder Hand die Worte darauf „Dein Weib." Es war die Unterschrift, der sie sich eines Tages zu bedienen gehofft hatte. Lange und traurig blickte sie darauf hin, bis die Thränen sie ihr verbargen, mit dem sich ihre Augen von neuem füllten. Dann zerriß sie das Stück Papier schnell, legte ihren Brief zusammen und adressirte ihn; ohne den Umschlag zu versiegeln nahm sie ihn dann mit sich in das andere Zimmer.

„Lies ihn, Mutter," sprach sie und wandte sich zum Fenster, um ihr bethräntes Gesicht zu verbergen

Die Mutter öffnete den Brief und sah darauf hin.

„Du vergißt, Kind,“ sagte sie, „ich verstehe so wenig von der Sprache. Sage mir, was Du geschrieben hast.“

Natalie mußte sich umdrehen. Sie war scheinbar ruhig, während sie sprach, aber unter ihren Augen lag ein tiefer Schatten und ihre Züge zeigten etwas von dem müden, kummervollen Ausdruck ihrer Mutter. In Kürze wiederholte sie den Inhalt des Briefes, ohne Gründe oder Rechtfertigung. Sie schien es für ausgemacht zu halten, daß ihre Entscheidung unabwendbar sei und Jedem so erscheinen müßte.

„Nataluschka“, sagte die Mutter, und schaute das kummervolle Gesicht ihrer Tochter sorgenvoll an, „weißt Du auch, was Du thust? Ich meine, es ist ein Akt der Buße für etwas, das Du nicht verbrochen hast.“

„Kann ich denn anders handeln?“ entgegnete Natalie. „Wolltest Du, ich sollte an eine Heirath denken, die durch den Tod meines Vaters möglich geworden? Der Gedanke ist zu schrecklich.“

Die Mutter ging zu ihr und ergriff ihre beiden Hände.

„Mein armes Kind, Dein Leben soll also nicht

glücklicher sich gestalten, als mein eigenes gewesen? So oft ich Dich früher sah, sagte ich immer zu mir: ‚Oh, meine kleine Nataluschka wird kein ähnliches Loos treffen, wie das war, welches mir zu Theil geworden. Sie wird ein glückliches Leben führen.‘ Ich sah Dich lachen, wenn Du dort in den Gärten spazieren gingst. Da sahst Du so vergnügt, so zufrieden, so heiter und sorglos aus. Und jetzt sollen ebenfalls trübe Erinnerungen und herzbrechende Enttäuschungen Dein ganzes Leben verdüstern?“

„Oh, so mußt Du nicht sprechen, Mutter“, sagte das Mädchen schnell. „Habe ich denn Dich nicht? Wir werden immer bei einander bleiben. Wir werden keine Zeit haben, über der Vergangenheit zu brüten; wir werden viel zu thun haben, und müssen uns irgendwo eine hübsche, kleine Häuslichkeit einrichten. Oh, es leben viele Menschen in der Welt, die viel schlimmer daran sind, als wir. Laß uns jetzt daran denken, wie wir von Neapel wegkommen; wo Du am liebsten leben möchtest, und wo ich die Möglichkeit finden dürfte etwas zu verdienen. Die Jahre werden uns Vergessen bringen und — und jetzt weißt Du, warum ich nicht wünsche, nach England zurückzukehren.“

Sie hatte die Augen niedergeschlagen, zwang sich aber dazu, ganz heiter zu reden.

Sieh, Mutter, daß ich Englisch verstehe, ist für mich ein großer Vortheil. Wenn wir nach einer der Städte an der Riviera gingen, z. B. Nizza oder Mentone, wo sich so viele englische Familien aufhalten, so könnte ich da Schülerinnen finden, welche wünschen möchten, englische, italienische und deutsche Lieder singen zu lernen."

„Ja, ja, Nataluschka, aber ich will nicht, daß Du für mich arbeitest. Was mir meine Vettern jährlich senden, wird für uns Beide genügen, wenn Du auch nicht so schöne Kleider tragen können wirst. Mentone oder Nizza würde auch zu theuer sein, um dort Aufenthalt zu nehmen."

„Nun gut, Mutter," sagte das Mädchen mit derselben scheinbareu Heiterkeit, „ich will jetzt gehen meinen Brief aufzugeben und mir zugleich ein Reisehandbuch borgen. Wir wollen danu die Landkarte studiren und einen hübschen, kleinen, abgelegenen Ort uns aussuchen, wo wir leben und — vergessen können."

Die beiden letzten Worte sprach sie zu sich selbst, während sie die Thür öffnete und hinaus schritt. Sie seufzte etwas, als sie die Treppe hinunter stieg — das

war Alles; sie dachte an weit entfernte Dinge. Sie trat in den Flur und ging nach dem Bureau, um sich einige Freimarken geben zu lassen. Wie sie dort stand, kam Jemand unbemerkt zu ihr. Es war Calabressa.

„Kleine Tochter," sprach er mit zitternder Stimme.

Sie stieß einen leichten Schrei aus und fuhr zurück.

„Kleine Tochter," sagte er und streckte seine Hand aus.

Ein seltsames Gefühl beherrschte sie. Sie konnte zwar nicht umhin, seine Hand, oder vielmehr seine Fingerspitzen eine Sekunde lang zu berühren, dann aber wandte sie sich unwillkürlich schauernd von ihm ab und schritt mit niedergebeugtem Haupt den Flur zurück. Calabressa sah ihr ein paar Augenblicke nach, dann wandte er sich und verließ das Hotel.

Er ging schnell; Thränen liefen an seinem Gesicht herunter. Er blickte weder nach rechts noch nach links; er sprach mit gebrochener Stimme zu sich selbst; er wiederholte immer fort: „Nein, sie soll sich nicht von mir abwenden. Es soll ihr bald genug leid thun. Sie soll gestehen, sie hätte das Herz ihres alten Freundes Calabressa nicht brechen müssen."

Er wanderte nach dem Posilip hinaus. In der Nähe der Villa, wo er ehedem die Vertreter des Rathes aufgesucht, ging er an einer alten Frau vorüber, die

an der Straße Obst verkaufte. Sie blickte zu ihm auf und sagte:

„Die Thür ist verschlossen, Signore".

„Die Thür muß geöffnet werden, gute Mutter," sagte er und sah sie kaum an, während er vorbeiging.

Im Garten der Villa angekommen, brachte sein Ruf den Sekretär Granaglia an den Eingang der Grotte, der ihm etwas ungeduldig sagte, es sei unmöglich, jetzt irgend ein Mitglied des Rathes zu sprechen.

„Ohne Zweifel ist es wegen dieser Lindaffäre?"

„Nur indirekt", sagte Calabressa. „Nein, es betrifft größtentheils mich selbst."

„Der Rath ist der Ansicht, die Lindaffäre habe schon Zeit genug gekostet. Ich kann Ihnen sagen, mein Freund, es gehen wichtigere Dinge vor. Leben Sie wohl, ich bin drinnen nöthig."

Durch einige Ueberredung gelang es Calabressa, Granaglia dazu zu bewegen, daß er eine Bestellung an von Zoesch mitnahm. Und er täuschte sich nicht; der gutherzige, gerade, alte Soldat erschien und war offenbar erfreut darüber, ein paar Minuten frische Luft schöpfen zu können.

„Nun, Calabressa, was giebt's denn? Sind nicht

Alle zufrieden? selbst bis auf den Schuft von Zaccatelli, der uns betrog und ruhig in seinem Bett starb! Die junge Dame hat doch ihren Schatz wieder: ist das nicht genug? Sie Schelm, Sie vermutheten ganz richtig; ihnen die Nachricht mitzutheilen, war nicht leicht; aber nach einiger Zeit wird sie sich damit aussöhnen. Ihr Geliebter ist zu beneiden; sie ist ein schönes Kind, und sie hat Muth. Nun, sind sie denn nicht zufrieden?"

„Ich bitte um Verzeihung, Excellenz, daß ich Sie störe," antwortete Calabressa verlegen. „Meine eigne Angelegenheit bringt mich her. Ich will Ihre Zeit nicht lange in Anspruch nehmen. Excellenz, ich wünsche für Ferdinand Lind einzutreten."

Der hochgewachsene Soldat brach in Lachen aus. „Was zum Teufel fehlt Ihnen, Calabressa; sind Sie verrückt geworden?"

Eine Sekunde lang stand Calabressa schweigend da; seine Augen waren zu Boden gesenkt; seine Finger arbeiteten nervös an der Mütze, die er in der Hand hielt. —

„Excellenz", sprach er, als suchte er seine Empfindungen zu unterdrücken, „die Sache ist einfach genug. Ich bin hingegangen, um das schöne Kind zu

besuchen, von dem Sie sprachen; ich redete sie auf dem Flur des Hotels an; sie wandte sich schaudernd von mir, als wäre ich ein Mörder — von mir, der ich sie mehr liebe als mein eigenes Leben. Oh, Excellenz, lächeln Sie nicht darüber; es ist nicht die Laune eines Mädchens; sie hat ein edles Herz; es ist keine Kleinigkeit, die sie grausam machen kann. Ich weiß, was sie denkt; sie glaubt, ich habe den Tod ihres Vaters veranlaßt. Mag dem so sein. Ich will ihrem Vater das Leben wieder geben. Nehmen Sie das meine — was frage ich danach?“

„Unsinn, Unsinn, mein Calabressa. Das Mädchen hat Sie bezaubert. Man muß mit ihr sprechen. Ihr Leben anstatt Linds zu nehmen? Wir können nicht einen guten Mann für einen schlechten verlieren; Sie sind uns zu werthvoll; wogegen er, würde er freigegeben, uns nichts mehr nützen könnte. Es ist ein edler Einfall von Ihnen, Calabressa, aber abenteuerlich. Ueberdies unmöglich.“

„Sie vergessen, Excellenz, daß ich es verlangen kann“, sagte Calabressa fest. „Unter Artikel 5 kann ich darauf bestehen, für Ferdinand Lind einzutreten. Selbst Ihre Excellenz haben nicht die Macht, es mir abzuschlagen. Ich fordere Sie auf, Lind die Todes-

strafe zu erlassen; morgen will ich seine Stelle einnehmen; dann können Sie einen Gruß an Natalie Berezolyi's Tochter senden und ihr sagen, wenn ich ihr Unrecht gethan, so hätte ich Ersatz dafür geboten."

von Zoesch wurde ernster und schaute Calabressa neugierig an. Der ältere Mann stand zitternd vor ihm, in nervöser Aufregung, aber mit festem Blick: es ließ sich an seiner Entschlossenheit nicht zweifeln.

„Freund Calabressa", sagte von Zoesch freundlich, „es scheint, Sie haben Ihre alte Liebe zu Natalie Berezolyi auf Nataliens Tochter, nur mit doppelter Stärke, übertragen. Aber Sie sehen wohl ein, wir dürfen nicht erlauben, daß Sie sich bloß deswegen opfern, weil ein Mädchen Ihnen den Rücken wendet. Es ist nicht daran zu denken. Wir können Sie nicht entbehren; es ist überdies widersinnig, daß die Unschuldigen leiden und die Schuldigen frei ausgehen."

„Die Artikel des Bundes, Excellenz —"

„Der fragliche Artikel, mein Calabressa, ist in der Absicht geschrieben worden, Opferfreudigkeit zu fördern, aber nicht in der Absicht, einen so tollen Entschluß zu unterstützen. Nein. Ich hatte nur nicht die Zeit, der jungen Dame auseinander zu setzen, daß Sie so wenig als sie selbst an dem Beschluß gegen Lind schuld

waren. Heut kann ich nicht; morgen kann ich nicht; übermorgen, dessen versichere ich Sie feierlichst, will ich mit ihr sprechen und ihr den Beweis liefern, daß Sie in der ganzen Sache gehandelt, wie man es nur von dem besten Freunde erwarten kann. Sie sind zu empfindsam, mein Calabressa: oh, macht Sie nicht die alte, wiedererwachte Romantik so gefühlvoll? Aber ich verspreche Ihnen, sie soll Sie deshalb um Verzeihung bitten, daß sie sich von Ihnen abgewandt hat."

„Excellenz glauben also," sagte Calabressa mit etwas wie beleidigtem Stolz, „daß meine Eitelkeit verletzt worden sei?"

„Nein, Ihr Herz. Und es wird ihr leid thun, daß sie einem treuen Freund wehe gethan. Was Ihren Entschluß betrifft, was würde das Resultat sein, wenn sie ihre Zustimmung gäbe? Sie würden sie durch Gewissensbisse tödten. Für diese angebliche Mißachtung würden Sie sagen, ‚Sehen Sie, ich habe mich umgebracht. Erfahren Sie jetzt, daß Calabressa Sie liebte.' Das würde aber sehr wie Rache aussehen, mein Calabressa; und Rache an Natalie Berezolyi's Tochter zu nehmen, daran dürfen Sie nicht denken."

„Excellenz —“ wollte Calabressa entgegnen, aber er wurde unterbrochen.

„Ueberlassen Sie mir die Sache, mein Freund. Uebermorgen werden wir mehr Zeit haben, darüber zu sprechen. Inzwischen unternehmen Sie nichts Abenteuerliches. Addio!“

Kapitel X.

Ein Opfer.

Es möchte schwer sein, zu sagen, ob Calabressa ganz aufrichtig bei seinem Entschluß war, für Ferdinand Lind einzutreten, oder ob er sich selbst täuschte und mit diesem großherzigen Vorhaben nur seinem verletzten Stolz und seiner Zuneigung genügen wollte, während er im Stillen davon überzeugt war, daß seine Aufopferung nicht würde angenommen werden. Indessen, was Calabressa in einem Anfall erregter Empfindsamkeit hatte thun wollen, war unterdessen von einem Anderen in furchtbarem Ernst bereits geleistet worden. Ein unnützes Beben hatte plötzlich in einem tragischen und opferfreudigen Tode ein edles Ende gefunden.

Zwei Tage, nachdem Lord Evelyn nach Neapel abgereist war, befanden sich Brand und Gathorne Edwards auf dem Bureau in Lislestreet und plauderten mit einander nach Abwicklung der Tagesgeschäfte.

Georg Brand sah hoffnungsvoller aus, als er seit vielen Tagen gewesen war.

„Was für ein unermüdlicher Mensch dieser Molyneux ist!“ sagte Edwards.

„Es ist vortrefflich, wenn Einer arbeiten kann“, antwortete Brand. „Was mich betrifft, ich kann nichts unternehmen. Ich habe das Gefühl, als lebte ich seit zwei Tagen von Lachgas, als wäre ich in einer neuen Welt wieder erwacht, und könnte mich darin noch nicht zurecht finden. Indessen hoffe ich, wir werden uns bald in unserer neuen Lage orientiren. Je eher wir erfahren, welche neuen Anordnungen getroffen worden, desto besser.“

„Was mich angeht“, sprach Edwards gleichgültig, „ich frage nichts danach, wo man mich hinschickt, nachdem ich meine Stelle im Museum aufgegeben.“

In diesem Augenblick brachte der alte deutsche Diener einen Brief und händigte ihn Edwards ein. Dieser blickte ungeduldig auf die fast unleserliche, un=

ordentlich mit Bleistift geschriebene Adresse auf dem schmutzigen Umschlag.

„Nun, das ist doch zu arg,“ sagte er ärgerlich.

„Was giebt's denn?“

„Der Kerl, der Kirski. Er trinkt wieder, das sehe ich an seiner Schrift. Er konnte zwar nie besonders gut schreiben, aber dies ist die Hand eines Menschen, der am Delirium tremens leidet.“

Er öffnete den Brief und schaute auf die erste Seite.

„Oh, natürlich,“ sprach er mit Abscheu, „der trinkt wieder.“

„Was sagt er denn?“

„Den gewöhnlichen Blödsinn — nur nicht ganz so leserlich — über den schönen Engel, der liebreich zu ihm war, — er hat ihr Bild aus seinem Versteck geholt — es ist jetzt geschützt — keine Kneipe mehr — nun, es sieht beinahe aus, als wäre er —“

Hier jedoch röthete sich Edwards' blasse hohe Stirn ein wenig.

„Ich wollte, ich hätte ihm nichts gesagt, aber er redet davon, Miß Lind befände sich in großer Noth — und er sagt, Gott kann nicht wollen, daß ein so schönes, liebes Wesen sorgenvoll sei — und wenn ihr Vater —“

Sein Gesicht wurde ernst.

„Was ist dies?"

Er wandte das Blatt plötzlich um, und las den Rest des Briefes.

„Großer Gott, was will er damit sagen? Was hat er gethan?" rief er entsetzt.

Sein Gesicht war ganz bleich. Der Brief fiel ihm aus der Hand. Dann sprang er auf.

„Kommen Sie Brand, schnell, schnell! Sie müssen mit mir kommen!"

„Aber was ist denn vorgefallen?" fragte Brand, der ihm verwundert folgte.

„Ich weiß es nicht," antwortete Edward zerstreut. „Vielleicht faselt er — vielleicht ist es nur der Trunk, der aus ihm spricht, — er sagt, er habe die Absicht, sich für Lind das Leben zu nehmen — die junge Dame solle keinen Kummer haben — sie wäre liebreich zu ihm gewesen — er sei dankbar — ich solle ihr einen Gruß senden." Die beiden Freunde eilten nach der dunklen, kleinen Straße, wo Kirski wohnte.

„Beunruhigen Sie sich nicht, Edwards," sagte Brand, „er hat sich wieder davon gemacht, weiter nichts."

„Gestern war er noch bei seiner Arbeit und ganz nüchtern."

„Nun, dann hat er vielleicht den Verstand verloren, der war nie sehr stark. Aber diese beständigen Phantasien über Mord und Selbstentleibung sind gefährlich; sie können sich zu einer mörderischen Manie entwickeln, und wenn er seinen Feind Michaieloff nicht erreichen kann, fügt er vielleicht irgend einem Andern ein Unheil zu."

„Hoffentlich hat er sich selbst kein Unheil zugefügt", sagte Edwards, der mehr Gelegenheit als sein Genosse gehabt hatte, das Arbeiten von Kirski's verstörtem Gehirn zu beobachten.

Sie erreichten das Haus und klopften an die Thür. Die Wirthin erschien.

„Ist Kirski zu Hause?" fragte Edwards schnell.

„Nein", sagte sie, ziemlich abstoßend.

„Gott sei Dank!" rief er beruhigt. „Sie wissen es doch genau? Er ist wie gewöhnlich auf seine Arbeit gegangen?"

„Wie kann ich das wissen?" sagte die Frau, die offenbar auf ihren Miether nicht gut zu sprechen war.

„Er hat wie gewöhnlich gefrühstückt?"

„Gefrühstückt? Nein. Er frühstückt vielleicht wie eine Katze auf der Straße; hier frühstückt er nie. Wie eine Katze schleicht er die Treppe hinauf und

herunter; wie kann ich wissen, ob er zu Hause ist oder nicht?"

Edwards wurde vor plötzlicher Furcht wieder blaß. Brand nahm jetzt das Wort.

„Sie wissen es nicht? Dann zeigen Sie uns sein Zimmer; wir wollen selbst nachsehen."

Er ging an der Frau vorüber, überließ es ihr die Thür zu schließen und schritt in den kleinen dunkeln Flur, wo er am Fuß der Treppe auf sie wartete. Unzufrieden vor sich hin murmelnd folgte sie, um ihnen den Weg zu zeigen. Es brächte ihr nichts ein, sagte sie, ihre Zeit an einen Miether zu verschwenden, der im Hause nichts verzehrte und seine Ersparnisse im Schnapsladen vertrinke. Es sollte sie nicht wundern, wenn sie ihn jetzt noch schlafend fänden. Er hätte die Gewohnheiten einer Katze. Der Treppenabsatz, zu dem sie aufstiegen, war so dunkel wie die Treppe selbst, so daß, als sie eine Klinke drehte und eine Thür öffnete, ein plötzlicher Lichtschein auf sie fiel. Im selben Augenblick stieß sie einen lauten Schrei aus nnd fuhr zurück. Sie hatte etwas Schreckliches erblickt — sie wußte kaum was. Es war der Mann Kirski, der mit geballten Händen, das Gesicht nach

unten gekehrt, auf dem teppichlosen Fußboden lag. Eine dunkle Blutlache war neben ihm.

Edwards sank schaudernd auf einen Stuhl. Er konnte sich nicht bewegen oder sprechen; er wagte es kaum nach dem Gegenstand hinzublicken, der dort in dem trüben Licht vor ihm lag. Aber Brand trat schnell herzu und ergriff eine der beiden geballten Hände. Sie war ganz kalt. Er versuchte es den Körper umzuwenden, gab es aber bald auf. Die Ursache des Todes war klar. Kirski hatte sich mit einem Werkzeug erstochen, das er bei seinem Geschäft gebrauchte; er hatte sich entweder absichtlich auf die Erde gelegt, um die Waffe sich sicherer in den Leib zu stoßen, oder war zufällig hingefallen, nachdem er sich den tödtlichen Streich versetzt hatte. Er war offenbar schon seit ein paar Stunden todt.

Brand stand auf. Die Wirthin schrie und stöhnte abwechselnd und erklärte, sie sei ruinirt, denn kein anderer Miether würde hier einziehen.

„Seien Sie still, Frau, und schicken Sie sofort nach der Polizei," sagte Brand. „Halt, einen Augenblick, wann haben Sie den Mann zuletzt gesehen?"

„Heut Morgen, Herr, ganz früh heut Morgen," sagte sie mit einem Thränenstrom über ihre ruinirte

Zukunft. „Er kam herunter mit einem Briefe in der Hand und gab mir zwei Pence für meinen kleinen Knaben, daß er ihn besorgte, wenn er aus der Schule käme. Wie konnte ich wissen, daß er zurückkommen und sich das Leben nehmen würde, um eine arme Wittwe zu ruiniren!"

„Haben Sie eine Magd im Hause?"

„Nein, Herr, ich bin nur allein hier."

„Dann gehen Sie sofort zur Polizei und sagen Sie dem diensthuenden Inspector, was hier vorgefallen. Es kann uns nicht viel helfen, daß Sie dastehen und klagen und die Nachbarn durch Ihr Geschrei herbeirufen. Ich werde hier bleiben, bis Sie wieder kommen."

Sie entfernte sich und ließ Brand mit seinem vor Schreck gelähmten Genossen bei der Leiche zurück.

„Armer Teufel!" sagte Brand; „seine Schmerzen sind jetzt zu Ende. Ob ich ihn wohl auf's Bett hebe oder so lange warte, bis die Polizei kommt?"

Dann kam ihm ein anderer Gedanke; er wandte sich schnell zu seinem Gefährten, der noch immer sprachlos dasaß.

„Edwards", sagte er, „Sie müssen sich zusammen nehmen, die Polizei wird Sie fragen, was Sie von

der Sache wissen. Sie werden darauf Ihre Aussagen vor dem Leichenbeschauer zu machen haben. Sie brauchen nichts Wesentliches zu verbergen, aber auf keinen Fall dürfen Sie etwas von Lislestreet erwähnen."

Edwards nickte. Sein Gesicht war noch leichenblaß. Dann stand er auf und sagte:

„Lassen Sie uns wo anders hingehen, Brand."

Sein Freund führte ihn hinunter in das Zimmer der Wirthin und brachte ihm ein Glas Wasser. Offenbar war sonst Niemand im Hause, als nur sie selbst.

„Verstehen Sie, Edwards? Geben Sie Ihre Privatadresse an — nicht Lislestreet. Im Uebrigen können Sie die Geschichte einfach erzählen, wie sie ist. Der Unglückliche ist von einem wahnsinnigen Gedanken getrieben aus Rußland hierher gekommen. Sie können ihnen seine Geschichte erzählen, wenn sie wollen. Oder soll ich es thun?"

„Ja, ja. Die Sache hat mich überwältigt, Brand. Sie sehen, ich mußte ihm das über Lind nicht erzählen."

„Der Aermste würde auch ohne das seine Tage traurig geendet haben; ohne Zweifel in einem Irrenhause und wahrscheinlich nachdem er irgend einen Un-

schuldigen getödtet hätte. Man wird Sie übrigens auch fragen, was Sie zu dem Verdacht veranlaßte. Wo ist der Brief?"

Edwards holte ihn aus der Tasche.

„Zerreißen Sie ihn."

Brand that es, steckte aber die Bruchstücke zu sich.

„Sie können ihnen sagen, er habe an Sie geschrieben und nach dem wahnsinnigen Inhalt des Briefes hätten Sie vermuthet, daß Etwas Schlimmes sich ereignet habe. Sie hätten den Brief vernichtet. Aber wo ist Nataliens Porträt? Das darf ihnen nicht in die Hände fallen."

Er ging sofort wieder hinauf und ließ den Andern allein. Ein seltsames Gefühl überkam ihn, als er das Zimmer betrat, in welchem die Leiche lag. Er schritt auf den Zehen und entblößte das Haupt. Ein Blick, den er über das fast leere Zimmer warf, zeigte ihm, was er suchte. In einem dunklen Winkel am Fenster befand sich ein kleines hölzernes Kästchen. Das war, meinte er, sicherlich das Behältniß, das der unglückliche Kirski für Nataliens Porträt angefertigt und das er kürzlich da wieder ausgegraben, wo er es verborgen gehalten. Brand fand jedoch zu seiner Ueberraschung das Kästchen leer. Er blickte darauf nach dem Kamin

und sah dort etwas schwarze Asche, als wäre daselbst ein Stück Kartonpapier verbrannt worden. So überzeugte er sich, daß Kirski selbst dafür Sorge getragen, daß das Porträt nicht in fremde Hände käme.

Neben dem Kästchen aber fand er ein mit Bleistift beschriebenes Stück Papier. Er nahm es auf und sah, daß es unorthographisches Italienisch und zwar diese Worte enthielt: ‚Welche Strafe auch gegen einen Meister, Genossen oder Freund des Bundes verhängt wird — sie kann durch Stellvertretung von irgend einem andern Meister, Genossen oder Freund gebüßt werden — der aus eigenem Antrieb sich dazu entschließt — und hierdurch wird der ursprüngliche Missethäter der Strafe frei und ledig.‘ Darauf folgten noch einige Worte, die er aber nicht lesen konnte.

Er nahm das Papier mit nach unten.

„Er scheint die Photographie verbrannt zu haben, Edwards. Aber er hat dies hinterlassen — sehen Sie nur.“

Edwards betrachtete das undeutliche Gekritzel und schauerte leicht zusammen; die Handschrift war dieselbe wie die des Briefes, den er vor einer halben Stunde erhalten hatte.

„Es ist nur der Artikel 5,“ sprach er. „Der Aermste

hat den immer bei sich wiederholt, seitdem Calabressa und ich ihn in Venedig unterwiesen hatten."

„Was ist aber hier unten geschrieben?"

Edwards zwang sich dazu, das Papier in die Hand zu nehmen und den Inhalt desselben genauer zu prüfen.

„Es ist russisch," sagte er, „aber sehr schlecht geschrieben. ‚Mein Leben ist nicht mehr zu ertragen — aber ich sterbe glücklich in dem Gedanken, daß ich dem schönen Engel, der mich freundlich behandelt hat, einen Dienst leisten kann. — Sagt ihr, sie brauche nicht mehr in Sorge zu sein — ich verzeihe Pavel Michaieloff, wie meine Gebieter wünschen. Ich wünsche nicht, daß mein Weib oder meine Nachbarn erfahren, was ich gethan!'"

„Hieran haben wir kein Recht," sagte Brand nachdenklich. „Ich will es da wieder hinlegen, wo ich es hernahm. Aber Edwards, Sie werden einräumen müssen, daß Sie gewußt haben, der Unglückliche hätte in Verbindung gestanden mit irgend einer geheimen Gesellschaft. Weiter brauchen Sie nichts zu sagen. Die Ursache des Selbstmordes ist klar genug. Der Mann war schon verrückt, als er mit dem wilden Verlangen nach Rache hierher nach England kam."

Brand trug das Papier wieder nach oben und

legte es dahin, wo er es gefunden. Im selben Augenblick hörte er unten Tritte, und bald kamen Polizeibeamte, von der Wirthin und Gathorne Edwards, der seine Fassung wiedergewonnen, begleitet, in das Zimmer, um eine vorläufige Untersuchung anzustellen. Was der Inspektor in seine Brieftasche eintrug, war ziemlich kurz und bestand meist in den Antworten auf die Fragen, die er an Brand stellte, und die sich auf dasjenige bezogen, was derselbe über die Verhältnisse des Verstorbenen angeben konnte. Edwards übersetzte dem Inspektor die Schrift auf dem Papier, das man gefunden; er sagte, er glaube, daß Kirski in Verbindung mit einer geheimen Gesellschaft gestanden; es sei aber offenbar, er hätte sich aus Verzweiflung das Leben genommen; es stände übrigens fest, daß der Unglückliche nie, so lange er ihn gekannt, bei vollem Verstande gewesen sei, obwohl sie gehofft hatten, ihn durch anhaltende Arbeit und höheren Lohn davon zu entwöhnen, daß er fortwährend über dem Unrecht brütete, das ihn aus seinem Vaterland vertrieben. Edwards gab dem Beamten seine Adresse, Brand sagte, er müsse England noch an demselben Abend verlassen und könnte eine weitere Untersuchung nicht abwarten, sein Freund wisse aber genau so viel über

den Fall als er selbst. Darauf ging er mit seinen Gefährten weg.

Edwards athmete freier auf, als er das Haus verließ und in die düstere Atmosphäre von Soho hinaustrat.

„Es ist ein tragisches Ende", sprach er, „aber vielleicht das Beste, was er thun konnte. Ich ging gestern zu ihm in den Laden und hörte dort, daß er ganz nüchtern war, obgleich ich ihn nicht sah. Ich war daher überrascht, als ich aus seinem Briefe entnehmen zu müssen meinte, daß er wieder in seinen alten Fehler zurückgefallen wäre."

„Ich dachte, er hätte Ihnen versprochen, nicht mehr zu trinken," sagte Brand.

„Er hatte mir dasselbe schon früher versprochen. Er ergab sich dem Trunk nur um seine Leiden zu vergessen, und das zu ersticken, was in seinem Gehirn arbeitete. Hätte er gelebt, die Sache hätte sich immer wiederholt. Er würde, wie er schon vorher gethan, Nataliens Portrait im St. Jamespark vergraben haben, wäre dann in den Schnapsladen zurückgegangen und hätte sich mit der Zeit zu Tode getrunken. Sein Ende ist freilich schrecklich, aber doch liegt etwas Schönes darin, das Vieles wieder gut macht. Wie der arme

Mensch Miß Lind verehrte, weil sie freundlich zu ihm war, als das Unrecht, das er erlitten, ihn halb verrückt machte. Ich erinnere mich noch, wie er die Kirchen in Venedig besuchte, um zu sehen, ob eine der Heiligen dort ihr gleiche, und wie keine ihn befriedigte. Sie werden ihr eine Meldung zukommen lassen von dem, was er gethan, um ihr endlich zu danken?"

„Ich will ihr dieselbe selbst bringen," sprach Brand schnell. „Ich muß reisen, Edwards. Sie müssen den — oder den — veranlassen, den Büreaudienst zu versehen. Ich muß sofort reisen."

„Heut Abend also?"

„Ja, heut Abend. Wie sehr bedaure ich, Evelyn die Mühe gemacht zu haben."

„Er wollte einen, vielleicht zwei Tage in Genua bleiben. Vielleicht können Sie ihn noch einholen, wenn Sie gerade durchreisen."

„Ja," sagte Brand und lächelte seltsam — als schaute er auf etwas in weiter Ferne und spräche mehr zu sich selbst, als zu dem Andern, „ich denke, ich werde gerade durchreisen. Ich möchte nicht, daß ein Anderer als ich Natalie diese Nachricht bringt."

Sie gingen nach dem Büreau zurück und Brand begann Vorkehrungen zu seiner Abreise zu treffen.

„Ich müßte mich eigentlich schämen,“ sagte er, während er dies that, „daß ich mich über das traurige Ende des armen Menschen freue. Aber, wie Sie sagen, es ist das Beste, was ihm begegnen konnte. Sie werden für ein anständiges Begräbniß sorgen, Edwards, und ich will Ihnen auch etwas hierlassen, um den Mund der heulenden Wirthin zu stopfen. Sie können dem Todtenbeschauer sagen, daß er keine Verwandte in diesem Lande besitzt. Sollten übrigens,“ fügte er hinzu, „sich irgend welche Schulden vorfinden, so will ich sie bezahlen. Und wenn Niemand etwas dawider hat, so möchte ich auch das Kästchen besitzen, um es — Miß Lind zu zeigen. Haben Sie wohl die Schnitzerei darauf bemerkt?“

„Ja wohl.“

„Er muß manche Nacht daran gearbeitet haben. Armer Mensch; ich wünschte, ich hätte mich mehr um ihn bekümmert, und mehr für ihn gethan. Man macht diese Erfahrung immer, wenn die Menschen todt sind, und es zu spät ist.“

„Ich kann nicht einsehen, wie Sie mehr hätten für ihn thun können,“ erwiderte der ehrliche Edwards, obgleich er selbst in der That in letzter Zeit sich des Kirski ganz besonders angenommen hatte.

Bevor der Abend hereinbrach, hatte Brand seine Vorbereitungen zur Abreise vollendet. Er verließ London leichteren Herzens, als er seit langer Zeit gewesen. Aber während er dem Süden unter Ahnungen künftiger Freude und kommenden Glückes entegegenfuhr, kehrte seine Erinnerung wiederholt nach dem kleinen Zimmer in Soho zurück, wo er den unglücklichen Russen todt liegen sah, den Gruß hinterlassend an den schönen Engel, der gegen ihn so liebevoll gewesen war. Er nahm an, Kirski würde glücklicher gestorben sein, hätte er wissen können, daß Natalie selbst eines Tages kommen und mit Thränen in den Augen Blumen auf sein Grab legen würde. Denn wer, der sie kannte, durfte daran zweifeln, daß dies das Erste sein würde, was sie thäte, sobald sie nach England zurückkehrte?" So dachte wenigstens Brand.

Kapitel XI.

Natalie spricht.

Ungefähr um fünf Uhr Morgens kam Brand in Neapel an. Es war noch dunkel; er schrieb an Calabressa und bat ihn zu ihm zu kommen. Er übergab den Brief an den Portier des Hotels zur weitern Besorgung. Dann legte er sich, ohne sich auszukleiden, hin, um ein paar Stunden zu schlafen, denn er war von dem beständigen Fahren etwas ermüdet.

Als er zum Frühstück hinunterging, erhielt er Calabressa's Antwort, der ihm meldete, es thäte ihm sehr leid, daß er den Befehlen seines lieben Freundes des Monsieur Brand, nicht gehorchen könnte, weil er dienstlich behindert wäre; daß er aber zu treffen sein würde, wenn Monsieur Brand die Güte haben wollte, den Weinkeller eines gewissen Tommaso in dem Vicolo

Isotta aufzusuchen. Monsieur Brand würde dort auch noch andere Personen finden.

Demzufolge machte sich Brand nach dem Frühstück gemächlich auf, denn er dachte nicht, daß die Sache große Eile hätte. Es war ein schöner, frischer, etwas windiger Morgen. Dann und wann fuhr ein Regenschauer über die rauhe See und ließ Capri den Blicken entschwinden. Ein blendender Dunst von Nebel und Wogenschaum zeigte sich da, wo die Wellen an den Felsen der Citadelle sich aufbäumten, und selbst in den engen Straßen der Stadt war ein frischer Seegeruch verbreitet, den die feuchten Windstöße umhertrugen. Neapel war lebhaft und geschäftig; aber Brand schenkte dieser dichten Bevölkerung nur wenig Aufmerksamkeit. Er wußte, daß keiner seiner Freunde so früh draußen sein würde.

Zur gehörigen Zeit fand er den düstern kleinen Hof und den Weinkeller. Er hatte keine Mühe mit dem gespenstischen Tommaso, der offenbar seine Anweisungen erhalten hatte. Kaum hatte sich Brand nach Calabressa erkundigt, als sein Führer ihn einlud, ihm zu folgen, und mit dem Licht in der Hand ihm wie ein übermäßig großer Orangutang voranschritt. Sie erreichten die Treppe, wo es etwas heller wurde, und

hier fand er Calabressa, der auf ihn wartete. Derselbe schien sehr erfreut.

„Ja, ja, mein lieber Monsieur Brand, Sie kommen zu gelegener Zeit. Sie können dem schönen Kinde auch Vorstellungen darüber machen, daß sie sich mit ihrem alten Freund Calabressa entzweit. Denken Sie nur, mit Einem, der auf seinen Knien ihr dienen möchte; und als ich nach dem Hotel gehe.“

„Ein Wort, Calabressa“, sagte Brand, als er ihm in ein kleines, leeres Zimmer folgte. „Sagen Sie mir, ist Lind in Neapel?“

„Versteht sich. Er ist um die Frist eines Jahres eingekommen. Er wünscht nach Montenegro zu gehen.“

„Er wird eine längere Frist haben, als nur ein Jahr“, sprach Brand ernst. „Es hat sich etwas Wichtiges ereignet. Sie erinnern sich des Mannes Kirski? Nun, er hat sich umgebracht, um für Lind einzutreten.“

„Gerechter Himmel!“ rief Calabressa, aber der Ausruf drückte weniger Bedauern als Verwunderung aus. Im Gegentheil, er begann zu frohlocken.

„Oh, nun wollen wir doch hören, was das schöne Kind sagen wird! Denn, wer war es denn, der das wilde Thier zähmte, der ihm die Schönheit der Selbstaufopferung lehrte, der ihm zeigte, wie auch das nutz-

loseste Leben veredelt werden könnte? Wer anders als ich? Mein Zögling war er; ich zuerst habe den Schimmer der Tugend bemerkt, der in seiner wilden Natur aufdämmerte. Diese Fragen soll mir die schöne Nataluschka beantworten, sobald ich sie sehe; vielleicht wird sie sich dann nicht wieder von einem alten Freunde wegwenden."

„Sie scheinen zu vergessen, Calabressa, daß Ihre Unterweisungen diesen Mann seinem Tode entgegen geführt haben", sagte Brand.

„Nun", sprach Calabressa, „war sein Tod nicht schön? war sein Ende nicht gut? Selbst ich, der ich ihn lange beobachtet, habe das nicht von ihm erwartet. Ich habe nicht geglaubt, daß sein wildes Wesen ihn allmählig verlassen, und daß er sich zu dieser Höhe aufschwingen würde, um sein Leben hinzugeben, damit er einen Andern retten möchte. Ich sage Ihnen, es ist etwas Schönes. Er hat meine Lehren verstanden und klar begriffen."

Calabressa war sehr erregt und sehr stolz. Es schien ihm, als hätte er eine Seele gerettet — wie er sich in seinem blumenreichen Französisch ausdrückte.

„Vielleicht hat die Sache so die beste Wendung genommen", sagte Brand, „und vielleicht war es das

Beste, was dem armen Teufel begegnen konnte. Aber Sie sind im Irrthum, Calabressa, hinsichtlich der Gründe, die ihn bestimmten, sein Leben so hinzugeben. Es geschah nicht um einer Theorie willen — so bewundernswerth auch Ihr Unterricht gewesen sein mag. Es geschah für Natalie Lind. Er hörte, sie sei in Sorge, und er erfuhr die Ursache. Aus Dankbarkeit gegen sie, aus Liebe zu ihr hat er so gehandelt."

Calabressa wechselte seinen Standpunkt augenblicklich.

„Gewiß, gewiß, mein lieber Freund: meinen Sie, ich verstehe das nicht — ich, der ich sah, daß er das schöne Kind verehrte, als wäre sie eine Heilige und mehr als alle Heiligen? Meinen Sie, ich begreife es nicht, wie das Gefühl der Liebe, die Gluth der Anbetung sich täglich verklärt und läutert, bis sie zur schönen Flamme der Aufopferung auflodert? Fürwahr, dies muß sofort bekannt werden. Bleiben Sie ein paar Augenblicke hier, mein lieber Monsieur Brand. Dies sind in der That gute Nachrichten."

„Warten Sie etwas, Calabressa. Ich kam zu Ihnen, um von Ihnen den Namen von Nataliens Hotel zu erfahren. Und wo ist Lord Evelyn?"

„Einen Augenblick, einen Augenblick", sagte der

alte Albino, als er hinausging und die Thür hinter sich schloß. Sobald Calabressa nicht Französisch sprach, hörte er auf, in empfindsamen Metaphen zu reden. Der Bericht, den er in dem anstoßenden Zimmer abstattete, mußte in der That kurz gewesen sein, denn sehr bald kehrte er in der Gesellschaft des Generals von Zoesch zurück, welchem Brand vorgestellt wurde.

„Ich schätze es mir zur Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen," sagte der hochgewachsene Soldat liebenswürdig. „Ich habe viel von Ihnen gehört; Sie sind ein tüchtiger Arbeiter und zaudern auch nicht, wenn Ihnen ein Auftrag ertheilt wird. Vielleicht wenn Sie sich nur herbeilassen wollten, dann und wann unsere Kasse etwas zu bereichern, würde der Rath Ihnen noch zu größerem Danke verpflichtet sein. Indessen wir wollen nicht als Bettler bei unserer ersten Zusammenkunft auftreten — die überdies nur kurz sein kann, denn heute brechen wir nach Genua auf."

„Das thut mir leid," sagte Brand schlicht. „Ich hatte dem Rath gewisse Vorstellungen machen wollen — gewisse ernste Vorstellungen."

„Vielleicht also ein ander Mal. Für jetzt haben wir alle Hände voll zu thun. Sie erinnern mich übrigens daran, daß die Nachricht, die Sie uns über-

bringen, eine meiner Obliegenheiten für heute zu einer angenehmen macht. Ja, ich habe gehört von dem Irrsinnigen, der von einer Heiligen und einem Engel faselte. Ihr schönes Fräulein Lind war also die Heilige und der Engel? Nun, wissen Sie wohl, daß ich die Absicht hatte, diese junge Dame heut tüchtig auszuschelten?"

Brands Gesicht röthete sich plötzlich. Das Ansehen des Rathes erschreckte ihn nicht, wenn es Natalie Lind galt.

„Ich muß Sie daran erinnern," sagte er ehrfurchtsvoll aber fest, „daß der Umstand, daß Fräulein Lind's Vater mit dem Bund in Verbindung steht, Niemandem das Recht giebt, sich in die Privatangelegenheiten der Dame zu mischen."

„Aber, mein theurer Herr," entgegnete von Zoesch lachend, „ich habe volles Recht dazu. Ihre Mutter Natalie und ich sind sehr alte Freunde. Sie haben also die reizende junge Dame seit Ihrer Ankunft noch nicht gesehen?"

„Nein."

„Vortrefflich, vortrefflich! Sie sollen mitkommen und es mit anhören, wie ich sie ausschelten werde. Oh, ich versichere Sie, es wird ihr nicht sehr wehe

thun. Calabressa wird sie Punkt elf nach der Villa Odescalchi bringen. Wir dürfen eine Dame — zwei Damen nicht warten lassen, wenn wir sie entboten haben."

Er stand von dem einfachen Holzstuhl auf, auf dem er gesessen, und sein Besuch hatte sich ebenfalls zu erheben. Brand zeigte eine gewisse Unlust sich zu entfernen; seine Brauen waren finster zusammengezogen.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte er, „aber wenn Sie so beschäftigt sind, warum wollen Sie nicht lieber einen Freund der jungen Dame damit beauftragen, derselben eine Meldung zu überbringen? Ein Mädchen erschrickt so leicht."

„Nein, nein, mein lieber Herr; muß man nicht eine Verabredung halten, die man getroffen? Sie sollen übrigens dabei sein; ich verspreche mir davon ein hübsches, kleines Lustspiel, bevor wir zu ernsteren Dingen schreiten. Au revoir!" Er verbeugte sich leicht und ging.

Einige Zeit darauf fuhren Brand, Evelyn und Calabressa in einem offenen Wagen durch die Straßen. Die Gegenwart des Lord Evelyn hatte Calabressa vom General von Zoesch sich auszuwirken gewußt.

„Warum nicht?" hatte von Zoesch gutmüthig ge-

sagt, „er gehört zu uns. Uebrigens wird in Portici nichts Wichtiges vorfallen. Wir werde dort en famille sein und eine kleine Comödie aufführen, bevor wir nach Genua aufbrechen.“

Wie sie so dahin fuhren, war Lord Evelyn sehr heiter und gesprächig. Er hatte Natalien den Abend vorher, eine Stunde nachdem er angekommen, besucht. Er lachte Brand wegen seiner Befürchtung aus, daß Natalie sich hätte können bewegen lassen, in einem schlechten Gasthof einzukehren.

„Habe ich Ihnen denn nicht selber gesagt, es wäre ein sehr schönes Hotel?“ sagte Calabressa in verletztem Ton, „mit der prächtigsten Aussicht auf Neapel!“

„Ich meine“, sprach Evelyn, „nach dem was sie heute hören wird, müßte sie uns dort zum Mittag einladen. Das wäre die richtige englische Manier all ihrer Sorgen ledig zu werden.“ Dann wandte er sich ernster an Calabressa mit der Frage: „Was wissen Sie von Lind? Wird er wieder eingesetzt werden und nach England zurückgehen?“

„Ihn in sein Amt wieder einsetzen?“ antwortete Calabressa verächtlich lächelnd. „Fürwahr, nein! Weder er noch Beratinsky. Man wird ihnen Briefe nach Montenegro geben. Ist das nicht genug.“

„Nun, ich meine auch. Und Reitzei?“

„Reitzei ist nach Brindisi versetzt als Einer unsrer Polizisten; er kann von Glück sagen.“

Als sie in der Villa Odescalchi ankamen, wurden sie in ein kleines Vorzimmer gewiesen und fanden dort Granaglia. Er wurde den beiden Fremden vorgestellt.

„Wer ist gekommen?“ fragte Calabressa leise.

Der kleine blasse Sekretär lächelte.

„Einige Brüder vom Rath“, sagte er. „Sie wollen diese junge Dame kennen lernen, die so vielen Männern den Kopf verdreht. Sie, zum Beispiel, mein Calabressa, sind ganz aus dem Häuschen, wenn Sie von ihr reden. Nun, man erweist ihr eine große Ehre. Es wird das erste Mal sein, daß ein Mädchen vor dem Rath erscheint.“

In diesem Augenblick trat von Zoesch herein und legte schnell seinen Reisemantel ab.

„Kommen Sie, meine Freunde,“ sagte er. Er nahm sie mit sich und überließ es Granaglia die Damen zu empfangen.

Das hohe und geräumige Zimmer auf der andern Seite des Corridors, das sie jetzt betraten, gehörte offenbar zu einer Reihe von Gemächern, die nach der See hinauslagen. Die Wände waren in pompejanischer

Weise mit nachgemachtem Gitterwerk und einer Menge von Vögeln, Fischen und größeren Thieren bemalt, aber die schweren Vorhänge und Kronleuchter waren alle verhüllt, als ob das Haus eine Zeit lang nicht bewohnt gewesen wäre. Alles, was man von den Möbeln sah, waren einige Stühle von blauer Seide, mit weißen und goldenen Lehnen und Beinen, und diese stachen seltsam ab von einem oblongen, rauhen, kienenen Tisch, den sie umstanden und der so aussah, als wäre er eben aus der Werkstatt eines benachbarten Tischlers gekommen. An diesem Tisch saßen verschiedene Männer, fast alle bejahrt, und sprachen gleichgültig miteinander; einer von ihnen, der in der fernsten Ecke saß, war ein ehrwürdiger Patriarch, der auf seinem schneeweißen Haupt einen großen, weichen Calabreser trug. Zu Häupten des Tisches saß der schöne, blasse Mann mit dem griechischen Kopf, den wir als einen gewissen Conventz kennen gelernt haben. Er schrieb einen Brief, hörte aber damit auf, als Brand und Evelyn ihm vorgestellt wurden. Calabressa brachte sodann einige von den blauen Stühlen herbei und sie nahmen Platz.

Brand hielt seine Blicke ängstlich auf die Thür geheftet. Er hatte nicht lange zu warten. Als sich

dieselbe öffnete, erschien Granaglia, der zwei schwarz gekleidete Damen ins Zimmer führte. Die dunklen Gestalten machten einen seltsamen Eindruck in dem großen, weißen, leeren Raume.

Einen Augenblick stand Natalie verwirrt und unentschlossen da beim Anblick aller dieser Gesichter, die sich ihr zuwandten. Als ihre Augen ihren Geliebten erblickten, wurde sie leichenblaß. Aber sie ging mit ihrer Mutter auf die beiden Stühle zu, die Granaglia ihnen brachte, und sie setzten sich. Die Mutter war verschleiert. Natalie schaute abermals auf ihren Geliebten. Sein Gesicht zeigte einen merkwürdigen Ausdruck, aber keinen Schmerz oder Furcht.

„Mein liebes, junges Fräulein," sagte von Zoesch in seiner liebenswürdigsten Weise, „wir haben Ihnen nur gute Nachrichten mitzutheilen. Seien Sie deshalb unbesorgt. Sie sind unter Freunden. Wir reisen heute ab und möchten Ihnen alle Lebewohl sagen, und eine glückliche Reise nach England wünschen. Weiter nichts. Aber ich muß Ihnen doch sagen, daß der Hauptzweck, um dessentwillen ich Sie hierher entbot, der war, Sie tüchtig auszuschelten. Sobald ich mit Ihnen allein gewesen wäre, hätte ich Sie gefragt, ob Sie denn gar keine Rücksicht auf Ihre alten

Freunde nähmen, daß Sie sich so von meinem Kollegen, Calabressa, abwenden und ihn schmerzlich betrüben konnten. Ich hätte Sie daran erinnert, daß er es nicht gewesen, sondern Sie selbst, welche die Maschinerie in Bewegung setzten, die Ihres Vaters gerechte Verurtheilung zu Wege brachte."

„Ich bitte Sie, mich zu schonen, Signore," sprach das Mädchen leise und zitternd.

„Oh, ich will Sie jetzt nicht ausschelten, mein liebes Fräulein. Ich hatte es thun wollen. Ich hatte Ihnen zeigen wollen, daß Sie im Irrthum und undankbar waren, und daß Sie meinen Freund Calabressa um Verzeihung bitten müßten. Indessen es hat sich Alles geändert. Sie brauchen ihn nicht weiter zu fürchten, und brauchen sich nicht wieder von ihm abzuwenden. Ihr Vater ist begnadigt und frei."

Sie blickte ungewiß auf, als hätte sie nicht recht gehört.

„Ich wiederhole es; Ihr Vater ist begnadigt und frei. Wie und weshalb werden Sie später erfahren. Bis dahin haben Sie weiter nichts zu thun, als den Lohn Ihres Muthes zu ernten."

Den letzten Satz hörte sie nicht. Sie wandte sich schnell zu ihrer Mutter.

„Mutter, hast Du gehört?“ fragte sie flüsternd.

„Ja mein Kind. Gott sei Dank!“

„Nun, sehen Sie, mein liebes Fräulein“, fuhr von Zoesch fort, „ich habe Sie nicht gescholten, sondern Ihnen gute Nachricht gegeben; und es bleibt Ihnen nur übrig, daß Sie uns Lebewohl bieten, und sagen, es thäte Ihnen nicht leid, den Rath Ihres guten Freundes Calabressa befolgt, und sich an uns gewandt zu haben, als Sie in Noth waren. Ich habe hier einen Herrn mitgebracht, der Sie sicher nach Neapel und nach England zurückbegleiten wird, und noch einen Andern, der auch, wie ich höre, ein alter Freund von Ihnen ist. So werden Sie denn in angenehmer Gesellschaft sein. Ihr Herr Vater wird bei einer guten Mission beschäftigt werden, die ihm Gelegenheit bietet, seinen ehrlichen Namen wieder herzustellen, wenn er will. Sie und Ihre Freunde gehen nach England zurück. Ich darf daher wohl sagen, daß alle Ihre Wünsche erfüllt sind, und wir haben Ihnen jetzt nur noch Lebewohl zu wünschen.“

Furchtsam und aufgeregt hatte das Mädchen die Gestalten angeblickt, die um den Tisch saßen, und ihre Brust hob sich. Sie stand auf, vielleicht um freier

sprechen zu können, vielleicht nur aus Achtung vor Denen, die dort saßen.

„Nein," sagte sie leise, und doch hörte man es deutlich in der herrschenden Stille. „Ich — ich möchte ein Wort zu Ihnen sprechen — zu Ihnen, die ich wohl nicht wiedersehen werde. Ja, ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Sie haben meinem Leben einen großen Schmerz genommen, ich — ich danke Ihnen. Aber ich möchte noch Etwas hinzufügen."

Sie hielt einen Augenblick inne. Sie war sehr bleich. Sie schien sich zu einer letzten Anstrengung zu ermannen, und seltsam genug, ihrer Mutter Hand streckte sich ungesehen ihr entgegen; sie ergriff dieselbe und hielt sie fest. Das machte ihr Muth.

„Ich bin zwar nur ein Mädchen; Sie sind viel älter als ich; Sie sind Männer; aber ich habe gute und tüchtige Männer gekannt, die sich nicht schämten, auf die Stimme einer Frau zu hören. Und als Frau spreche ich zu Ihnen," sagte sie, und ihre Stimme, so furchtsam und leise sie auch war, hatte einen rührenden Klang, der zum Herzen drang. „Ich habe in letzter Zeit viel gelitten. Ich hoffe, kein anderes Mädchen möge je in derselben Weise leiden."

Noch einmal zauderte sie, aber zum letzten Mal.

„Oh, meine Herren, Sie, die so mächtig sind, Sie, die da vorgeben, nur Milde, Gerechtigkeit und Frieden zu suchen, warum müssen Sie den alten grausamen Wegen folgen und sich mit Blut beflecken? Ihnen kommt es doch nicht zu, Ihnen, den Freunden der Armen, den Schützern der Schwachen, den Lehrern des Volkes, Ihnen kommt es doch nicht zu, nach der Waffe des Mörders zu greifen! Wenn Sie in die Welt hinausgehen, nach Hülfe und Arbeit auszuschauen, so mußten Sie es mit reinen Händen thun, so daß die Frauen, Schwestern und Töchter derjenigen, die sich Ihnen anschließen, Sie nicht zu fürchten brauchen. Es ist doch keine Schreckensherrschaft, die Sie auf Erden begründen wollen. Um derer willen, die Ihnen schon beigetreten sind, um aller derer willen, und ihrer ist die größere Zahl, die noch Ihre Bundesgenossen werden sollen, flehe ich Sie an, geben Sie diese geheimen, furchtbaren Mittel auf. Gewiß, meine Herren, der Segen des Himmels wird Ihnen eher folgen und Ihr Werk krönen, wenn Sie zu jedem Mann, der sich Ihnen anschließen will, sagen können: ‚Eure Frauen mögen ein zartes Gewissen haben. Beruhigt sie, wir werden von Euch nichts verlangen, was Eure Schwester oder Frau oder Tochter nicht billigen könnte.‘ Dann

werden die Guten sich vor Ihnen nicht fürchten, die Muthigen werden nicht nöthig haben, ihr Gewissen zu betäuben, wenn sie Ihnen dienen; und mögen Sie nun Erfolg haben oder nicht, Sie werden immer auf reinen Bahnen gewandelt haben."

Ihre Mutter fühlte, daß sie zitterte, aber ihre Stimme bebte nicht und ließ nur jenes pathetische Vibriren hören, das sich immer vernehmbar machte, wenn sie tief bewegt war.

„Ich muß Sie um Verzeihung bitten, mein Herr", sprach sie, und wandte sich speciell an von Zoesch, ohne jedoch ihre Augen aufzuschlagen. „Aber — glauben Sie nicht, daß wenn Sie alle Wege für das Glück einer Frau geebnet haben, diese nur an sich selbst denken kann. Sie mag auch wohl etwas an Andere denken, und wie soll sie den Gedanken ertragen, daß Diejenigen, die ihr die Nächsten und Theuersten sind, vielleicht thätig sind bei etwas Dunklem und Verborgenen, bei etwas, das nicht deshalb schrecklich ist, weil es Gefahr in sich schließt, sondern weil es Schande bringt? Meine Herren, wenn Sie wollen, Sie können dies thun. Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie. Wenn Sie die Mitwirkung der Frauen nicht suchen — wir Frauen können das verschmerzen, unser Mitgefühl,

unsere Liebe und unsere Dankbarkeit sind Ihnen sicher — so können Sie doch wenigstens Mittel und Wege finden, welche die Frauen billigen können. — Mittel und Wege, deren sich weder ein Mann noch eine Frau zu schämen braucht. Wie können Sie sonst das sein, was Sie doch sein wollen, Schützer der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Milde?"

Sie setzte sich und bebte noch vor Aufregung. Sie hielt noch immer die Hand ihrer Mutter fest.

Brand wandte sich an von Zoesch und sprach leise:

„Sie hören, Herr. Es sind dieselben Vorstellungen, die ich dem Rath hatte machen wollen. Kein Wort habe ich hinzuzusetzen."

„Wir werden die Sache in Erwägung ziehen," sagte von Zoesch und stand auf. „Es ist nicht von großem Belang. Kommen Sie auf ihrer Durchreise in Genua zu mir."

Kapitel XII.

Neue Gestade.

Das Mondlicht lag auf der bewegten Fläche des Ozeans und füllte die Welt mit seinem weichen, grauen, unbestimmten Glanz. Es beleuchtete scharf das blanke Messingwerk und die Masten des großen Dampfers und bestrahlte das lange, stattliche Verdeck, wie auch die breite Masse Schaum, die immer weiter zurückwich, bis sie sich am Horizont verlor. Es war spät und fast alle Passagiere waren hinuntergegangen. Die Stille wurde nur von dem eintönigen Lärm der Maschine und dem beständigen Wogen der Wasser unterbrochen, durch welche das große Schiff sich seinen Weg bahnte.

Draußen, in der Nähe des Geländers, von dem weißen Licht umflossen, lag Natalie Lind, in Pelzwerk

eingehüllt, auf ihrem Stuhl; ihr Geliebter saß bei ihr auf einem Teppich und hatte seine Hand auf die ihrige gelegt.

„Morgen also, Natalie," sagte er, „wirst Du Amerika zum ersten Mal erblicken."

„Du siehst also," antwortete sie lächelnd, „ich habe schließlich doch Deine Verbannung bewirkt."

„Du nicht," entgegnete er. „Ich habe oft daran gedacht. Für ein neues Leben gehört eine neue Welt, und ein neues Leben fangen wir ja doch zusammen an."

Die Glocke auf dem Schiff schlug die halbe Stunde; sie wurde von der Wache vorn wiederholt; der Ton klang seltsam in der tiefen Stille.

„Weißt Du wohl," sagte er nach einer Weile, „nachdem wir ein tüchtiges Stück Arbeit geleistet, dürften wir zu einer Erholung berechtigt sein; und was könnten wir Besseres thun, als auf einige Zeit nach England zurückgehen und den alten Ort in Buckinghamshire besuchen? Dann würde Frau Alleyne endlich befriedigt sein. Wie stolz die alte Dame war, als sie Dich nach Deinem Bilde wieder erkannte; alle ihre Träume, meinte sie, wären zur Wahrheit geworden."

„Du hast ein wunderbares Talent, die Menschen zu überreden, daß sie Dir zu Willen sind. Glaubst Du, daß wenn irgend ein anderer von Zoesch in Genua darum angegangen hätte, er würde dem Calabressa erlaubt haben, mit uns nach Amerika zu gehen?“

Hier erschien Jemand am obern Ende der Treppe und schritt auf sie zu.

„Kommt Ihr denn gar niemals herunter?“ fragte er. „Ich soll Ihnen die Meldung machen, Natalie, daß Ihre Frau Mama sie grüßen läßt und mit ihren englischen Verben nicht vorwärts kommt, weil das dicke Fräulein Strauß spielt, daß sie sich nach ihrer Kajüte zurückzieht und zu wissen wünscht, wann Sie kommen werden.“

„Jetzt, sofort,“ sprach Natalie und erhob sich von ihrem Stuhl.

„Aber warten Sie einen Augenblick, Evelyn: ich muß erst Calabressa gute Nacht sagen. Wo ist Calabressa?“

„Calabressa? Oh, im Rauchzimmer, ich denke, er wird mit den meisten andern aufbleiben, um den ersten Blick auf das Land zu thun. Der Lootse meint, es wird sich kurz nach Tagesanbruch zeigen.“

„Du wirst doch den Augenblick nicht verschlafen, wie?“ fragte Brand.

„Gewiß nicht. Gute Nacht, Evelyn!“ sprach sie und gab ihm die Hand.

Brand begleitete sie die Salontreppe hinunter und trug ihre Decken und Tücher. Auf dem Corridor wandte sie sich zu ihm, um auch ihm eine gute Nacht zu wünschen.

„Theurer,“ sprach sie leise, „weißt Du auch, was ich den ganzen Tag versucht habe? Ich habe Dir ein Wort, das geringste Wort des Bedauerns entlocken wollen.“

„Wenn ich aber kein Bedauern empfinde, wie kann ich es ausdrücken?“

„Gewiß nicht?“

Er lachte und küßte sie.

„Gute Nacht, mein Geliebter!“

„Gute Nacht; Gott segne Dich!“

Dann ging er wieder den dunklen Gang entlang, erstieg die breite Zinktreppe und trat in das Mondlicht hinaus. Evelyn war da. Er stützte seine Arme gegen die Brustwehr und beobachtete müßig das Leuchten auf den dunkelgrauen Wogen.

„Die Nacht ist zu schön, hinunter zu gehen,“ sagte

er. „Was meinst Du, Brand, wollen wir den Tagesanbruch und den ersten Blick auf Amerika abwarten?“

„Wenn Du willst,“ entgegnete Brand, nahm seine Cigarrentasche heraus und holte den Stuhl heran, auf welchem Natalie gesessen hatte.

Sie waren ungestört auf dem Verdeck allein. Nur dann und wann ging einer der Offiziere auf seiner Runde an ihnen vorüber. Sie konnten ohne Gefahr belauscht zu werden mit einander reden; und sie hatten viel zu besprechen — Alles was sich in letzter Zeit ereignet und was ihnen in dem neuen Lande begegnen mochte, dem sie jetzt nahten.

„Ja, Evelyn,“ sagte er, „die Abmachung in Genua hat mich vollständig versöhnt. Ich habe keinen Zweifel mehr, kein Bedenken; jetzt giebt es Nichts mehr zu verbergen; Nichts, das man selbst vor denen geheim halten müßte, die nur unsere Freunde sind.“

„Natalien's Ansprache hat das zu Wege gebracht“, sagte Lord Evelyn, der noch immer die glänzenden Wogen beobachtete.

„Der Einfluß des Mädchens ist wundersam. Man könnte annehmen, daß eine magnetische Kraft von ihr ausstrahlt. Oder vielleicht liegt es an ihrer Stimme, an ihrem reinen Glauben, an ihrer Begeisterung. Zu

andern Zeiten hätte sie Großes vollbringen können. Sie hätte Armeen anführen können."

Nach einer Weile äußerte er:

„Was jene Dekrete anlangt, welchen Nutzen hatten sie? Nach Allem, was ich darüber erfahren, sind nur zehn erlassen worden, seit der Bund besteht; und davon bezogen sich acht auf die Bestrafung von Bundesgliedern, die man einfach hätte ausstoßen sollen. Natürlich werden sich immer Leute finden, wie dieser Calabressa zum Beispiel, die eine gewisse Vorliebe für den Terrorismus besitzen, den solch ein Verfahren ausüben kann. Aber wozu nutzt es? Man kann eine große Bewegung nicht dadurch fördern, daß man hier und da einen Einzelnen niederschlägt. Und diese große Organisation, die ich in der Zukunft erblicke, wird Anderes zu thun haben, als persönliche Fehltritte zu beachten, sie müßten ihr denn dazu dienen, unwürdige Mitglieder zu entfernen. Die Aktion dieser Verbindung wird die Kontinente berühren, nicht einzelne Personen."

„Du kannst das sehen, Brand, Du glaubst das?" sagte Lord Evelyn, der sich umwandte und ihn anblickte.

„Ja, ich hoffe es", antwortete er. „Du erinnerst Dich", fuhr er nach einer Weile fort, „des Morgens,

als wir aus dem kleinen Gasthause auf der Spitze des Niessen heraustraten, um die Sonne über den Berner Alpen aufgehen zu sehen?"

„Ich erinnere mich, es war verwünscht kalt", sagte Lord Evelyn und schauerte zusammen.

„Du erinnerst Dich, als wir zur höchsten Spitze gelangten und in die großen Thäler hinunterschauten, wo die Seen und Dörfer lagen. Dort war es noch Nacht unter den schweren Wolken. Aber vor uns, wo die Spitzen der Jungfrau, des Wetterhorns und aller übrigen in die reine Luft hinausragten, sah man ein seltsames, schwaches Licht, das die Nähe des Tages verkündete. Und wir warteten beobachtend, und das Licht ward stärker und die verschiedensten Farben zeigten sich längs der Spitzen. Das war der Sonnenaufgang. Aber unten in den Thälern war alles dunkel und neblig und kalt; Alles schlief; die Menschen konnten dort nichts von dem neuen Tage sehen, den wir erblickten. So ist es, glaube ich, auch jetzt mit uns. Wir schauen nach vorwärts. Wir sehen oder meinen doch das Licht vor den Uebrigen zu sehen, aber früher oder später werden sie es auch schauen, denn der Sonnenaufgang muß kommen."

Sie redeten noch weiter und gingen auf dem Ver-

deck hin und her, während die halben und vollen Stunden von den Glocken verkündet wurden. Der Mond sank zum Horizont hinab. Längst hatte auch der letzte Nachtschwärmer das Rauchzimmer verlassen und Nichts unterbrach die Stille als das Rauschen des Wassers.

Dann sprach er wieder:

„Hast Du Nataliens Mutter in letzter Zeit beobachtet? Es ist ein Vergnügen, das Antlitz der armen Frau anzusehen. Sie scheint das Glück ihrer Jugend wiederzufinden, wenn sie ihre Tochter nur anblickt; jedes Mal, wenn Natalie lacht, kannst Du sehen, wie die Augen der Mutter vor Freude strahlen."

„Ich habe an Natalie selbst eine große Veränderung wahrgenommen," sagte Evelyn. „Sie sieht jünger aus; sie hat jenen wunderbaren halb furchtsamen Ausdruck in den Augen verloren, und sie scheint in der besten Stimmung zu sein. Calabressa ist mehr als je ihr ergebener Sklave."

„Du hättest ihn sehen müssen, als von Zoesch ihm sagte, er solle einpacken und mit uns nach Amerika reisen."

Nach einiger Zeit fuhr er fort —

„Evelyn, wenn Du nicht ganz und gar in Amerika bei

uns bleiben kannst — und das wäre freilich zu viel verlangt — so sage Natalien jetzt noch nichts von Deiner Rückkehr. Sie hat die Vorstellung, daß unsere kleine Kolonie dauernd begründet werden soll."

„Oh, ich habe keine Eile," meinte Lord Evelyn. „Man wird sich zu Hause auch ohne mich behelfen. Sagte ich Dir nicht, daß diese Mädchen, wenn sie einmal anfangen zu heirathen, wie der Blitz weggehen würden? Gegen Blanche ist es freilich schlecht gehandelt, daß Truda ihr zuvorkommt. Uebrigens bleibe ich auf jeden Fall bis zu Deiner Hochzeit in Amerika."

„So willst Du das?" sagte Brand. „Das schlichtet den Streit. Dann wirst Du noch nicht so bald zurückreisen."

„Wie so?"

„Natürlich werde ich Natalie nicht eher heirathen, als bis sie mündig ist, und das dauert noch gute anderthalb Jahr. Hast Du Calabressa's verrückten Vorschlag gehört? Er wollte Lind's Einwilligung zu unserer Verheiratung als den Preis für die gute Nachricht erzwingen, die er, Calabressa, ihm zu bringen hatte. Sieht ihm ähnlich, wie? — ein sinnreicher Einfall."

„Was sagtest Du darauf?"

„Nun, was konnte ich dazu sagen! Ich wollte keiner-

lei Verbindlichkeiten gegen Lind haben. Wir können warten; es ist nicht lange hin."

Das Mondlicht schwand, und ein anderes Licht zeigte sich langsam im Osten. Die beiden Freunde sprachen noch immer und bemerkten nicht, wie das kalte, blaue Licht über der See sich nach und nach in Silbergrau verwandelte. Dem Lootsen und dem ersten Steuermann, die auf der Kommandobrücke standen, hatte sich soeben der Kapitän zugesellt.

Das Silbergrau wich dann wieder einem hellen Gelb und hoch oben zeigten ein paar Wolken eine saffranrothe Farbe. Dann erschien der brennende Rand der Sonne über den Wogen, die Welt wurde licht, die Masten und Schornsteine des Dampfers strahlten im Glanz, der sie von Osten her traf. Das Schiff schien gleichfalls zu erwachen; der eine und der andere der Passagiere kam von unten herauf, rieb sich die Augen und starrte verwirrt um sich; aber noch war kein Land in Sicht.

Der Sonnenaufgang überfluthete jetzt den Himmel und das Meer; es wurde auf dem Deck lebhaft und zuletzt wurden die Ferngläser eifrig herumgereicht. Ein lebhaftes Interesse verrieth sich bei Allen. Die, deren Augen scharf genug waren, konnten gerade vor

sich, mitten in dem Glanz des Morgens, eine dünne blaue Küstenlinie entdecken.

Der große Dampfer wogte durch die von der Sonne beleuchteten Wasser dahin. Und jetzt konnten selbst die, welche keine Gläser hatten, auf der Linie blaßblauen Landes einen gelblichen weißen Schein erkennen, und sie schlossen daraus, daß die neue Welt dort drüben schon von dem Licht des neuen Tages beschienen würde. Brand fühlte, wie eine furchtsame, kleine Hand sich in die seine legte. Natalie stand neben ihm; ihr schönes, schwarzes Haar war vielleicht ein klein wenig in Unordnung und ihre Augen verriethen, daß sie eben noch im Reich der Träume geweilt. Aber dieselben Augen waren voller Zärtlichkeit, als sie den seinigen begegneten. Er fragte sie, ob sie jenseits der glänzenden Wasser jenen Streifen Küste bemerken könnte.

„Kannst Du ihn sehen, Natalie? Es ist unsere künftige Heimat.“

„Oh, ja“, sagte sie, „ich kann sie sehen. Und der Sonnenaufgang ist dort vor uns: es ist ein glückliches Zeichen.“

* *
*

Es ist nur noch eins hinzuzufügen. Beinahe das Letzte, was Natalie that, bevor sie England verließ,

war, daß sie hinging, und sorgfältig und liebevoll einige Blumen auf Kirski's Grab pflanzte, und beinahe das Erste, woran sie dachte, als sie in Amerika landete, war, daß sie an Madame Potecki schrieb und außer vielen lieben Grüßen sie bat, die kleine Anneli nicht zu vernachlässigen. Denn Natalie — dieses schöne Kind, wie Calabressa sie stets nannte — hatte ein weites Herz, in dem viel Liebe und viele Erinnerungen Platz hatten, und das Niemand vergessen konnte, der einmal freundlich zu ihr gewesen war.

Ende.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Von der **Englischen Roman-Bibliothek** sind des ferneren erschienen, sowie zunächst in Vorbereitung:

Burnett, Dolly — Eine Liebesgeschichte, und andere Novellen.
— **Das Grubenmädchen von Lancashire.**
— **Des Erfinders Erbe.**
Fothergill, Die erste Violine.
— **Die Zeit der Prüfung.**
Percy Greg, Jenseits des Zodiakus.
Besant & Ryce, Der verkaufte Appetit.
— **In Trafalgar's Bay.**
— **Von der Kehrseite.**
— **Der Trankaplan des London Fleet.**
Wingfield, In Ihrer Majestät Gewahrsam.
— **Der Hafen des Unfriedens.**
Mc. Carthy, Lieb Fräulein Unhold.
— **Die Nachbarn vom See.**
— **Donna Quixote.**
Tourgee, Eines Narren Narrenstreich.
Cable, Die Grandissimes.
Black, In Sammet und Seide — Kilmeny.
— **Macleod — Sonnenaufgang.**
Hardy, Der Stabstrompeter.
Payn, Die Diamanten der gnädigen Frau.
— **Aus der Verbannung.**
— **Eine Traube von den Dornen.**
Blackmore, Der Freihändler.
— **Aus dem Wasser des Todes.**
— **Christowell.**
Lynn Linton, Die junge Rebellin.
Hunt, Das bleierne Kästchen.
Francillon, Königin Kophetua.
Murray, Eines Lebens Buße.
— **Josephs Rock.**
Norris, Eheglück.
Forrester, Roy und Viola.

Druck von Bajanz und Studer in Berlin.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sonnenaufgang

Bd.: 5

(1882)

P.o.angl. 532 p-24
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11665774-1